Zeitschrift: ZS : Zürcher Studierendenzeitung
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 96 (2017)
Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZS Zürcher Studierendenzeitung
01.12.2017 #6/17

ZENTRALBIBLIOTHEK
Zentralbibliothek Zürich
Abteilung E-Medien/Periodika
Zähringerplatz 6
8001 Zürich
Post CH AG
AZB 8001 Zürich

In der Klemme

Was Leistungsdruck mit uns macht

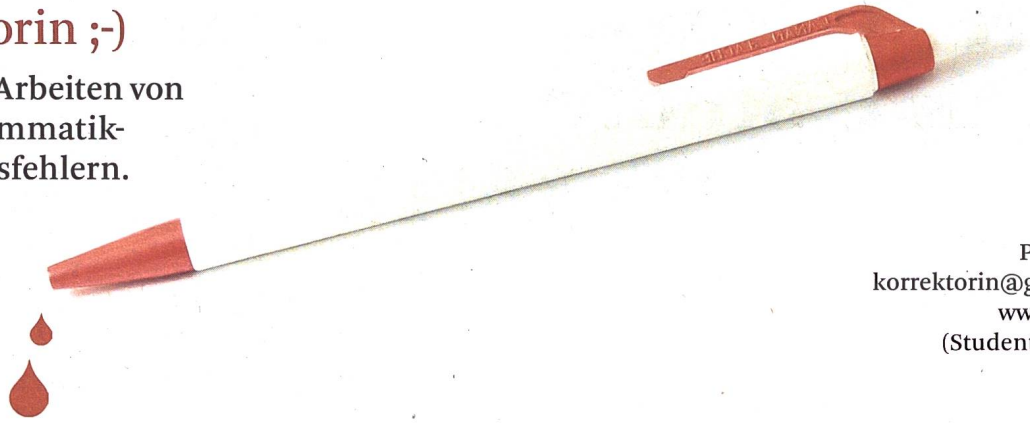
Rauswurf
Kafi verdrängt Mieterin

Präsidium
Die Zukunft des VSUZH

Dating
Blind und schnell an der ETH

Auftrags-Killerin bzw. Korrektorin ;-)

befreit deine/Ihre Arbeiten von Rechtschreib-, Grammatik- und Formulierungsfehlern.



Preis nach Absprach
korrektorin@gmx.ch, 079 822 63
www.auftragskillerin.c
(Studentin an der Uni Zürich
Lektorin der Z

News

4—5 **«Kafi für dich»**
Café stellt Mieter auf die Strasse

6—7 **«Politik ist zu wenig sichtbar»**
VSUZH-Präsidium im Interview

8 **Morgen muss ich wirklich**
Warum wir Sachen ewig aufschieben

9 **Ernste Studie**
Humorforschung an der Uni

9 **Unterricht fürs Tutorat**
Freiwilliges Ausbildungsprogramm

10—11 **Profs leisten sich eigene Meinung**
«Geschichte der Gegenwart» unter Beschuss

Thema

16 **Praktikum statt Theorie**
Praktika gehören immer mehr zum Studium

17—19 **Entlarvender Punkterekord**
Student macht 84 Punkte in einem Semester

20—21 **Auf anderen Schienen**
Vom Biologie-Master zum SBB-Lokführer

22 **Der Stolz im Vorurteil**
Leistung kann man nicht vergleichen

23 **Das offene Ohr der Uni**
Die Psychologische Beratungsstelle der Uni wird rege genutzt

Kultur

25 **Abheben in Winterthur**
Das Aviatik-Studium fasziniert

28—29 **Mit Büchern durch den Winter**
Schweizer Literaturempfehlungen

30 **Freibier und betretenes Schweigen**
Blindes Speeddating an der ETH

31 **Kryptisches Geld**
Bitcoins sind en vogue

11 Comic 12 Impressum 12 Zeitgeist 13 Senf der Redaktion 26 Fahr zur Hölle! 26—27 Kulturspalten

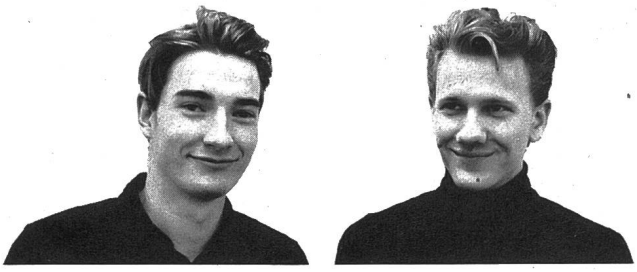
Gut studieren — Die Eltern sind besorgt. «Du solltest doch 30 Punkte machen, oder?» Unsere Freunde empfehlen, diese oder jene Veranstaltung zu wählen, denn: «Das sind einfach verdiente Punkte.»

Es ist nicht unsere Schuld, dass wir den Leistungsdruck verinnerlichen. Es ist das Ergebnis einer Uni-Politik, die das Studium nach betriebswirtschaftlichen Kriterien organisiert (S. 17). Und uns zu verstehen gibt: «Je schneller du studierst, desto besser bist du.»

Das ist Quatsch. Leistung ist nicht so einfach messbar, wie die Uni uns das vorgaukeln will. Das zeigt ein Querschnitt durch drei Schweizer Universitäten (S. 20). Gute Studierende sind wir nicht dann, wenn wir auf Biegen und Brechen unsere Punkte absolvieren. Gute Studierende sind wir, wenn wir uns intensiv und kritisch mit dem Stoff auseinandersetzen. Uns im und rund ums Studium engagieren. **Und zum Beispiel mal einen Text für die ZS schreiben.**

Dominique Zeier hat sich das zu Herzen genommen: Seit 2013 hat sie über 25 Texte für die ZS verfasst. In dieser Ausgabe findet sich ihr letzter Text (S. 16). Dieser steht für alles, was sie als Journalistin der ZS ausgezeichnet hat: fundierte Recherche und durchdachte Texte. Dominique, wir werden dich vermissen!

Für die Redaktion
Reto Heimann und Oliver Camenzind



Alles eitel Sonnenschein? Nicht ganz: An der Stauffacherstrasse 141 gibt es Zoff.

«Kafi für dich», aber nicht für die Nachbarschaft

Ein Quartiercafé expandiert. Dieses Jahr wurde den letzten Familien im Haus gekündigt. Die «Pension für dich» bringt mehr Miete.

Anna Luna Frauchiger (Text)

Oliver Camenzind (Bild)

Susanne Glättli* lebt seit 13 Jahren an der Stauffacherstrasse 141 in Zürich. Vor acht Jahren zog im Erdgeschoss des Hauses das «Kafi für dich» ein, heute ein beliebter Treffpunkt, auch für Studierende. Nun muss die Mieterin bis Sommer 2019 aus der Wohnung raus. Sie ist Mutter eines vierjährigen Sohnes und zurzeit hochschwanger. Die Kündigung erhielten sie und ihr Partner eigentlich schon für letzten September, vor der Schlichtungsbehörde konnten sie aber eine Verlängerungsfrist von 22 Monaten erkämpfen.

Aus der Not zum Ausbau

Michel Häberli ist Gründer und Mitbesitzer des «Kafi für dich». Lange führte er den Club «Dachkantine». Als es um Familienplanung ging, wollte er ins Tagesgeschäft wechseln. Das «Kafi für dich» war von Anfang an ein Erfolg. Es ist ein Familienkafi mit Kinderecke, am Nachmittag finden

sich jeweils auch Studierende mit ihren Laptops im Café ein. Mehr aus Zufall wurde aus dem Kafi auch eine Pension, sagt Häberli. «Nach zwei Jahren wurde die Wohnung direkt über uns frei. Die haben wir gemietet, damit wir lärmtechnisch keinen Stress haben.» Zuerst wussten Häberli und sein Geschäftspartner nicht, was mit der Wohnung anzufangen war, «die Pension ist also eigentlich aus der Not entstanden». Heute werden 18 Pensionszimmer vermietet. Und offenbar läuft der Hotelzweig, die «Pension für dich», gut. Mittlerweile bestehen Umbaupläne für eine Pension mit 32 Zimmern im gleichen Gebäude. Häberli und sein Geschäftspartner wollen die Küchen zweier Wohnungen ebenfalls zu Zimmern ausbauen. Kostenpunkt für eine Übernachtung in der «Pension für dich»: 110 Franken pro Nacht – für Zürcher Verhältnisse ein Schnäppchen.

«Es dauerte Jahre, bis wir zum ersten Mal die Polizei gerufen haben.»

Auf Kosten der Mieter?

Als das «Kafi für dich» seine Türen öffnete, hatte Mieterin Susanne keine Bedenken. Sie fand, ein familienfreundliches Lokal passe ins Wohnquartier um die Bäckeranlage. Doch spätestens als die Pension dazukam, wurde es ihr zu viel. «Das Wohnen wurde immer anonymer», meint sie und erzählt von Hotelgästen, die in ihre Wohnung traten, im Glauben, es handle sich um ein Pensionszimmer.

Der Hauptstreitpunkt war aber ganz klar die Lärmbelastung. In den Anfangsjahren führte Häberli Konzerte im Café durch, seit einem Jahr aber heisst es auf der Menü-Karte: «Leider sind unsere Konzerte verboten worden.» Wie der Konflikt genau abgelaufen ist, wird nicht klar. Laut Häberli war mit zwei der sechs Mietparteien kein Dialog möglich, «sie sind immer sofort zur Polizei gegangen und haben eingeschriebene Briefe an die Verwaltung geschickt». Glättli sagt dazu: «Es dauerte Jahre, bis wir zum ersten Mal die Polizei gerufen haben.» Vorher hätten sie sich von den Kafi-Besitzern nicht ernst genommen gefühlt: «Wir haben immer wieder das Gespräch mit den Mitarbeitern des Kafis und auch der Verwaltung gesucht, aber trotz unserer Reklamationen hat sich nie etwas geändert.»

Über die Monate verhärteten sich die Fronten. Die Mieterin wollte etwas unternehmen und fand heraus, dass die Besitzer des «Kafi für dich» nie eine Bewilligung für die Konzerte eingeholt hatten.

Mischnutzung? Nicht realisierbar!

Lärmmessungen der Stadt Zürich zeigten, dass die Konzerte tatsächlich zu laut waren. Es wurden keine Bewilligungen erteilt, obwohl Michel Häberli von Anfang an versucht hat, Kompromisse einzugehen: «Die Konzerte waren immer um 22 Uhr fertig, und Bands mit Schlagzeug haben wir nach ersten Beschwerden sowieso nicht mehr gebucht.» Er fühlt sich von den Mieterinnen und Mietern hintergangen. «Eine Stadt funktioniert nur mit Toleranz und Kompromiss», sagt Häberli. Doch die Besitzer des Cafés mussten den Traum von der Mischnutzung aufgeben.

Nach den Auseinandersetzungen im Haus beantragte Häberli bei der Kornhaus-Verwaltung die Globalmiete für das Haus. Und seine Rechnung ging auf: Die Verwaltung witterte das Geschäft und kündete den Eingemieteten – die Pensionsbetreiber bringen ihr höhere Einnahmen als die Wohnungsvermietung. Michel Häberli gibt offen zu: «Die Mieter haben sich quasi selber verarscht.»

«Die Mieter haben sich quasi selber verarscht.»

Gentrifizierung oder Bereicherung?

Nur zwei Mietparteien hatten sich gewehrt, die anderen vier pflegten ein gutes Verhältnis zum«Kafi für dich» – trotzdem erhielten auch sie vor zwei Jahren die Kündigung. «Sind es die Konzerte wirklich wert, langjährige Mieter aus dem Quartier zu werfen, oder geht es nur um den Profit?», fragt Mieterin Susanne Glättli. Der Mieterverband brachte die Geschehnisse an der Stauffacherstrasse 141 an die Öffentlichkeit. In einem Artikel in «Mieten + Wohnen» kritisiert er das «Kafi für dich». Ist der Fall ein Beispiel für die fortschreitende Gentrifizierung im Zürcher Kreis 4?

Michel Häberli sieht das ganz und gar nicht so: «Der Mieterverband hat das falsche Beispiel für Gentrifizierung gewählt.» Das «Kafi für dich» beschreibt er als familiär, in der Pension seien mehrheitlich Kulturschaffende untergebracht. Eine Stadt wie Zürich brauche solche temporäre und preiswerte Gasträume, «wenn wir eine Ibis-Kette wären, fände ich das auch scheisse». Die Airbnbs, von denen es im Quartier um die Stauffacherstrasse viele gibt, seien das wahre Problem. Airbnb als Form des Wohnungsvermietens für Touristinnen und Touristen ist anonym, es werden keine Arbeitsplätze generiert und es entstehen keine Begegnungen – «das ist also ganz im Gegensatz zu unserer Pension überhaupt keine Bereicherung für die Stadt Zürich», folgert Häberli. Den Artikel des Mieterverbandes bezeichnet er als «rufschädigende Meinungsmache».

Umzingelt vom «Kafi für dich»

Für Susanne Glättli hingegen ist klar, dass die Betreiber des Kafis Wasser predigten und Wein tranken: «Vor dem Kafi hing einst monatelang eine Binz-Fahne», erzählt sie. Häberli habe sich selber mit Häuserbesetzern solidarisiert. Sie müssten sich also der Problematik der Gentrifizierung bewusst sein. Nun aber vertreiben sie selber Leute aus ihrem Wohnraum, die erst noch vor dem «Kafi für dich» da waren.

Nach dem Auszug von Mieterin Susanne und ihrer Familie 2019 bleibt nur noch eine Mietwohnung übrig. Ihre Bewohner setzen sich ebenfalls zur Wehr. Der Entscheid der Schlichtungsbehörde steht noch aus. Es ist wahrscheinlich, dass die Familie noch länger an der Stauffacherstrasse 141 bleiben kann, als einzige Partei, umzingelt vom «Kafi für dich». ◊

*Name von der Redaktion geändert

Das VSUZH-Präsidium: Lukas Buser (kriPo) und Polina Pokrovskaya (filo).

«Politik ist zu wenig sichtbar»

Wieso der VSUZH ein Minus budgetiert und es dem Rat an Disziplin fehlt. Das Präsidium gibt Auskunft.

Reto Heimann (Interview)

Oliver Camenzind (Bild)

Polina und Lukas, ihr stellt das neunte Co-Präsidium in vier Jahren. Ist dieser Job derart unerträglich?

Polina: Ich mache diesen Job sehr gerne. Was ich vermisse, ist die Regelmässigkeit in meinem Leben. Die hat man als VSUZH-Co-Präsidentin definitiv nicht. Man ist überall und nirgends. Man muss alles spontan machen. Die Freizeit leidet.

Lukas: Ich habe noch nie etwas so gerne gemacht wie dieses Co-Präsidium. Allerdings ist damit auch ein riesiger Druck verbunden. An ein regelmässiges Studieren ist nicht mehr zu denken, faktisch unterbrechen wir unser Studium.

Wie lange habt ihr vor, zu bleiben?

L: Ich bin jetzt seit fünf Monaten im Amt. Ein weiteres Jahr kann ich mir absolut vorstellen.

P: Ich bleibe auch sicher noch ein Jahr. Was man immer noch mit einberechnen muss, ist die Einführung des neuen Präsidiums. Das nimmt auch Zeit in Anspruch.

Ihr vertretet den VSUZH nach aussen. Habt ihr vor allem eine repräsentative Funktion?

L: Oft ist es wahnsinnig spannende Arbeit. Etwa wenn es darum geht, den VSUZH vorzustellen, sich mit dem Rektor oder der Unileitung auszutauschen, Lobbying zu betreiben. Auf der anderen Seite hockst du dann wieder stundenlang im Büro und machst, sagen wir mal, etwas banalere Sachen. Unsere Aufgaben sind also nicht nur repräsentativ. Das hängt natürlich damit zusammen, dass wir die einzigen sind, die de facto im 100 **Prozent** Pensum arbeiten – auch wenn das nicht im offiziellen Stellenbeschrieb steht.

Und wo wollt ihr mit dem VSUZH hin?

L: Wir wollen uns mehr in die kantonale und universitäre Politik einbringen. Langfristig gesehen verfolgen wir ein stärkeres institutionelles Mitspracherecht an der Uni. Um ein spezifisches Projekt anzusprechen: Wir setzen uns für ein Studierendenzentrum nach Vorbild des Stuz2 auf dem zukünftigen Campus Wässerwies ein.

P: Auch wollen wir unsere Kommunikation verbessern. Dazu haben wir ganz neu eine Stelle für die externe Kommunikation ausgeschrieben.

Fast 20 Prozent des Budgets entfallen auf die Entschädigung des Vorstands. Ist das nicht zu viel? Zum Beispiel leisten Fachvereine ähnlich zeitintensive und wichtige Arbeit. Ohne Lohn. Zudem habt ihr ein Minus budgetiert.
L: Ich würde nicht sagen, dass es zu hoch ist. Sicher leisten die Leute in den Fachvereinen und den studentischen Organisationen wahnsinnig gute Arbeit. Ich glaube aber nicht, dass es in allen Aspekten vergleichbar ist. Polina und ich investieren all unsere Zeit in den VSUZH. So etwas wie ein Nebenjob liegt da schlicht nicht drin. Auch wir müssen Essen kaufen.
P: Wäre das Präsidium ehrenamtlich, wäre es wahrscheinlich schwieriger, Leute zu finden, die sich das antun wollen.

Auch die Veranstaltungen sind teuer. Allein eure Vorstandsretraite hat 3000 Franken gekostet. Ihr lasst es euch schon gut gehen.
P: Alle Ausgaben für Veranstaltungen beruhen auf Ratsbeschlüssen. Man darf auch nicht vergessen: Das sind Budgetposten, die für die Studierenden eingesetzt werden. Bei der Retraite ist es so, dass der Vorstand zwei Tage lang durcharbeitet. Das sind unsere besten Arbeitstage.

Auch die ZS macht jedes Jahr eine zweitägige Retraite. Dieses Jahr hat sie 200 Franken gekostet.
L: Natürlich ist es denkbar, die Retraite künftig tiefer zu budgetieren. Das Budget für nächstes Jahr ist jetzt nun mal verabschiedet.

Oft wird kritisiert, der VSUZH verkomme zum Dienstleister.
L: Das ist keinesfalls so. Der VSUZH hat zwei Standbeine: Politik und Dienstleistung. Dienstleistungen des VSUZH sind gut sichtbar – und wichtig. Anhand von ihnen sehen Studierende, dass wir ihre Mitgliederbeiträge zu ihrem Wohl einsetzen. Das ist das Problem mit der Politik: Sie ist weniger gut sichtbar. Obwohl der Grossteil unserer Zeit genau dorthin fliesst.
P: Der halbe Vorstand sitzt in der bildungspolitischen Kommission. Wir sind in der Hochschulpolitik laufend am Ball. Nur sieht man das nach aussen hin weniger. Deshalb auch die Idee mit der verbesserten Kommunikation: Wir müssen den Studierenden klar machen, wie sehr wir uns politisch für sie einsetzen.

Eines der grössten Projekte des VSUZH war der Aufbau der Studibar. Kein halbes Jahr später hat der Frauenverein (zfv) die Leitung übernommen. Eine Niederlage auf der ganzen Linie.
L: Nein, überhaupt nicht. Wir haben einen sehr guten Deal mit dem Frauenverein ausgehandelt: Der VSUZH trägt kein finanzielles Risiko. Es ist richtig, dass das Organisatorische und Finanzielle mittlerweile über den Frauenverein läuft. Doch die Fachvereine können die Bar immer noch für ihre Zwecke nutzen – sogar mit Gewinnbeteiligung!
P: Die Übernahme durch den Frauenverein war ein Schritt hin zur Professionalisierung der Studibar. So stellen wir sicher, dass sie weiterbestehen kann, unabhängig von der starken Fluktuation beim VSUZH.

Eine wissenschaftlich kaum verwertbare Umfrage des VSUZH hat gezeigt, dass die Studis gegenüber «Bologna 2020» skeptisch sind. Wie wollt ihr Einfluss nehmen auf die Umsetzung?
P: Das Thema ist immer präsent – sei es an Fachvereinskonferenzen oder in der Bildungskommission des VSUZH. Es ist schlicht falsch, zu sagen, dass es beim VSUZH weg vom Tisch sei.
L: Die Umsetzung der Reform findet hauptsächlich in den Fakultäten statt. Daher sehen wir unsere Rolle vor allem unterstützend bei den Fachvereinen: Sie mit Informationen zu versorgen und versuchen, sie untereinander zu vernetzen. Es geht darum, direkt in den Fakultätsversammlungen, wo die Umsetzung ausgearbeitet wird, Einfluss zu nehmen.

Der VSUZH hat Einsitz in wichtigen universitären Gremien. Trotzdem wird man das Gefühl nicht los, dass es euch nur selten gelingt, die studentischen Interessen einzubringen. Wieso?
L: Ein Problem ist, dass wir in den universitären Gremien oft nur ein oder zwei Vertreter oder Vertreterinnen stellen. Unsere institutionelle Mitsprache ist daher relativ schwach. Wie erfolgreich wir in der Hochschulpolitik sind, hängt oft davon ab, wie gut wir argumentieren und lobbyieren. Auf diese Weise erzielen wir auch immer wieder Erfolge.

In diesem Jahr kamen im Schnitt nur 71 Prozent der Abgeordneten an die Ratssitzungen. Wie kann diese Anwesenheitsdisziplin verbessert werden?
P: Das Problem ist uns bewusst. Wir haben kürzlich die Geschäftsordnung revidiert, sodass Abgeordnete ihr Stimmrecht vorübergehend verlieren, wenn sie mehrmals unentschuldigt fehlen.
L: Ein möglicher Grund für das viele Fernbleiben könnte sein, dass die Sitzungen sehr lange dauern. Viele haben das Gefühl, man diskutiere ewig, ohne damit etwas zu erreichen. Aber das stimmt nicht. Trotzdem versuchen wir, die Sitzung in Zukunft effizienter zu gestalten.

> «Das Budget für nächstes Jahr ist nun mal verabschiedet.»

Also bitte: Dass Sitzungen anstrengend sind, sollte man wissen, wenn man sich für den Rat aufstellen lässt.
L: Das hängt auch wieder damit zusammen, dass unter den Studierenden zu wenig bekannt ist, welch wichtige Arbeit der VSUZH leistet. Dass viele Leute, die das Pflichtbewusstsein hätten, sich im Rat zu engagieren, gar keine Kenntnis von ihm haben.

Wenn der Rat regelmässig seine Beschlussfähigkeit verliert, werden doch dadurch viele wichtige Themen vertagt.
P: Mit dem neuen Rat, der seit diesem Jahr gewählt ist, sind wir bei einer Anwesenheitsquote von 88 **Prozent**. An der konstituierenden Sitzung im August sind wir zum Beispiel mit den Traktanden gut durchgekommen.

Letzte Frage: Was geht euch beim Stichwort «ZS» durch den Kopf?
P: Ich habe die ZS vor dem VSUZH gekannt. Das zeigt doch, welchen Stellenwert sie hat. ◊

Morgen muss ich wirklich ...

Arbeiten aufschieben, Deadlines verpassen und immer im Stress. Eine Professorin erklärt das Phänomen Prokrastination.

Jeannie Schneider (Text) und Kevin Solioz (Illustration)

Es gibt immer einen Grund, etwas aufzuschieben.

Am Ende des Tages, an dem man endlich die Arbeit schreiben wollte, sieht es meistens so aus: Entweder ist man geschafft, weil man es schaffte, das nötige Pensum abzuarbeiten. Oder unter Stress und unkonzentriert, weil man sich einredet, alles noch in der Nacht bewältigen zu können. Letzteres kann zwei Gründe haben: Entweder hat man sich wirklich zu viel vorgenommen, oder man hat einfach nichts gemacht, prokrastiniert also.

Negativspirale

Dr. Fuschia Sirois widmet sich der Erforschung von chronischer Prokrastination und hielt kürzlich einen Vortrag dazu an der UZH. Ihr zufolge ist dieses Phänomen bei Studierenden stark verbreitet: 80–95 Prozent geben an, Arbeiten aufzuschieben. Prokrastinieren, das ist das willentliche Aufschieben einer Aufgabe, obwohl man sich der negativen Konsequenzen bewusst ist. Man tut es dann, wenn die Aufgabe negative Gefühle auslöst, frustrierend oder sinnlos ist. Aufgrund dieser Frustration ist es plötzlich spannender, Serien zu schauen, anstatt für die Prüfung zu lernen. Kurzfristig fühlt man sich dann besser, aber auf lange Sicht ist es kontraproduktiv. Hält man den Zeitplan nicht ein, wird der Stress nur grösser, und nicht selten wird die eigene Stimmung zusätzlich durch Selbstvorwürfe verschlechtert. Kurzum, die innere Aversion verstärkt sich sogar und die Verlockung, zu prokrastinieren wächst. Es ist eine Negativspirale, die wir alle kennen.

Chronisch wird dieses Verhalten, wenn es sich auf alle Lebensbereiche erstreckt, was ernsthafte Folgen haben kann. Zum einen drohen psychische Probleme und Stress, zum anderen fand Sirois heraus, dass Prokrastinierende schlechtere Noten haben und tendenziell eher schummeln. Oft hört man von jenen, die behaupten, unter Zeitdruck am produktivsten zu sein. Aber die Frage, ob es auch gute Arten der Prokrastination gibt, verneint Sirois klar.

Dürfen statt Müssen

Es gibt unzählige Tipps, um Prokrastination zu vermeiden, die meisten beinhalten extensives Listenerstellen, was eher der Prokrastination zudient, anstatt Abhilfe zu schaffen. Nützlichere Tipps raten dazu, den Ursachen auf den Grund zu gehen, also den negativen Gefühlen, die mit der Arbeit verbunden sind und einen davon abhalten.

Essays, Diskussionspapiere, Prüfungen und Referate – allzu oft macht man es nur, weil man muss. Und wenn nicht einmal die Dozierenden das Essay über das politische System in Indonesien lesen, wie sinnvoll kann das überhaupt sein? Und trotzdem fürchtet man sich insgeheim vor einer schlechten Note. Das alles erzeugt negative Assoziationen, die zu Prokrastination führen. Das ständig präsente Pflichtgefühl gegenüber der Uni, dieses Müssen und der Zeitdruck verleiten einen tendenziell zum Prokrastinieren.

Dabei muss ich nicht studieren, ich darf. Ich durfte auch meine Studienfächer frei wählen und dürfte auch noch immer wechseln. Und wenn das Studium gar keine Freude bereitet, sollte man auch den Mut aufbringen, zu wechseln. Und dann könnte man dieses geisselnde Müssen durch ein motivierendes Dürfen ersetzen, es ist ja bekanntlich alles nur im eigenen Kopf. Und so wagte ich einen kleinen experimentellen Feldversuch an mir selbst und probierte, mein Denken zu ändern. Versuchte, den Sinn hinter den Essays zu entdecken und mich daran zu erinnern, dass es eigentlich ganz interessant ist. Fazit nach zwei Wochen: Es nützt tatsächlich. Ein wenig. ◊

Ernste Studie

Humor macht das Leben besser.

Noemi Ehrat

Am Psychologischen Institut der Universität Zürich wird auch Humorforschung betrieben. Ein aktuelles Projekt widmet sich dem Zusammenhang zwischen Humor und Lebenszufriedenheit. Laut Jenny Hofmann aus der Forschungsgruppe rund um Willibald Ruch gehören Studien zum Humor zur positiven Psychologie. Diese lange eher vernachlässigte Fachrichtung untersucht Fragen wie was ein gutes Leben ausmacht.

Doch wie lässt sich Humor erforschen? Um die Korrelation zwischen Humor und Zufriedenheit zu überprüfen, wurde ein sogenanntes Humortraining entwickelt. Hofmann erklärt: «Es vermittelt Grundfähigkeiten, um Humor im Alltag oder bei der Arbeit einzusetzen und um besser gegen Stress gewappnet zu sein.» Dazu gehörten theoretische Inhalte ebenso wie praktische Übungen, so etwa: «Lachen Sie öfters und herzhafter.» Humor mache das Leben besser. Diese Annahme war Hintergrund der Studie. «Elemente des Sinns für Humor können Individuen helfen, Probleme, Krankheiten und negative Erlebnisse zu bewältigen», erklärt Hofmann. «Insbesondere dient Humor dem Umgang mit Stresssituationen, der sozialen Interaktionen und der Förderung von Kreativität.»

Die Studie sei einzigartig, da Humorforschung ein kleines Feld in der Psychologie sei, so Hofmann. Dabei sei man sich der Wichtigkeit des Humors bereits im antiken Griechenland bewusst gewesen. Und die Resultate der Studie bestätigen: Humor hängt nicht nur positiv mit der Lebenszufriedenheit zusammen, sondern kann auch als Stärke am Arbeitsplatz und im privaten Umfeld eingesetzt werden. Tatsächlich: Humor verbessert das Leben – kein Witz. ◊

Unterricht fürs Tutorat

Wer Tutorate geben möchte, kann sich dazu jetzt ausbilden lassen.

Reto Heimann

Tutorinnen und Tutoren sind an allen Fakultäten und in den unterschiedlichsten Fachrichtungen tätig. Eines ist ihnen allen gemein: Sie arbeiten nicht des Geldes wegen. Ihre Entlohnung an der Universität Zürich ist sogar eher bescheiden, wenn man sie ins Verhältnis zum Arbeitsaufwand setzt, den sie leisten (ZS #4/17). Nein, die meisten von ihnen sehen das Tutorat als attraktive Möglichkeit, im akademischen Betrieb Fuss zu fassen.

Didaktische Grundkenntnisse

Bis jetzt war die didaktische Ausbildung von Tutorinnen und Tutoren an den jeweiligen Instituten sehr unterschiedlich. Das führte immer wieder zu herausfordernden Situationen für Tutorinnen und Tutoren, wie Stefan Andreas Keller von der Fachstelle Hochschuldidaktik der Universität Zürich sagt: «Viele Tutorinnen und Tutoren sind unsicher, wie sie ihre Rolle interpretieren sollen.»

Um die Institute zukünftig in der Ausbildung ihrer Tutorinnen und Tutoren zu unterstützen, hat die Fachstelle Hochschuldidaktik ein Ausbildungsprogramm mit dem Ziel lanciert, die Studierenden besser auf ihre Tätigkeit vorzubereiten. Im Zentrum stehen dabei Online-Kurse, mit denen angehende Tutoratsverantwortliche sich das dafür erforderliche Wissen selbstständig aneignen können. Im Idealfall sollten die Online-Kurse auch mit einer Präsenzveranstaltung am jeweiligen Institut verknüpft sein. Die Kurse sind in sogenannte Bausteine unterteilt: Jeder Baustein fokussiert auf einen Aspekt, der im Tutoratsalltag wichtig ist. Neben den Grundbausteinen, die Themen wie die eigene Rolle als Tutor oder Tutorin, Organisation eines Tutorats oder Bewerten und Begleiten eines Tutorats aufgreifen, sind auch Vertiefungsbausteine geplant, die auf spezifische Tutorate und deren Anforderungen zugeschnitten sein sollen. Die Bausteine seien aber bewusst breit gehalten: «Es geht darum, didaktische Grundkenntnisse zu vermitteln – auch im Hinblick auf eine allfällig weitere Tätigkeit über das Tutorat hinaus, an der Universität oder in der Berufswelt ausserhalb», sagt Keller. Zu diesem Zweck erhalten die Studierenden nach Abschluss des gesamten Programms eine Bescheinigung der Universität Zürich, die sie für spätere Bewerbungen verwenden können.

Unbezahlt und freiwillig

Das Programm startet im Frühlingssemester 2018. Bereits dieses Semester wurde es in einem Pilotprojekt mit einer Gruppe von 70 Interessierten getestet. Die Rückmeldungen darauf seien durchwegs positiv gewesen, so Keller: «Die Leute sind dankbar für die Hilfe, die ihnen mit diesem Programm geboten wird.»

Die Ausbildung ist unbezahlt. Denn auch hier ist die gebotene Chance grösser, der Einblick in etwas Neues reizender als die Aussicht auf Frankenscheine. «Der Arbeitsaufwand ist auf 30 Stunden beschränkt, wobei ein Baustein fünf Arbeitsstunden entspricht. Zudem ist die Teilnahme freiwillig.» Da 30 Arbeitsstunden genau einem ECTS-Punkt entsprechen, wäre es prinzipiell möglich, dass das Absolvieren der Ausbildung auf diese Weise honoriert wird. Spruchreif ist da aber noch nichts.

Das Ausbildungsprogramm soll möglichst alle, die ein Tutorat geben möchten, in kurzer Zeit an ihre Aufgabe heranführen. Das kommt allen zugute: In erster Linie den Tutoren und Tutorinnen. Aber auch den Dozierenden und Mitstudierenden ist gedient, wenn sie es mit Tutorinnen und Tutoren zu tun bekommen, die gut auf ihre Aufgabe vorbereitet sind. ◊

Die politische Haltung von «Geschichte der Gegenwart» passt vielen nicht.

Profs leisten sich eine eigene Meinung

Die von der Slawistin Sylvia Sasse und dem Historiker Philipp Sarasin mitverlegte Online-Plattform «Geschichte der Gegenwart» steht unter medialem Beschuss.

Jonathan Progin (Text)
Oliver Camenzind (Bild)

Der Historiker Philipp Sarasin ist wütend. Ende Oktober titelte die «SonntagsZeitung»: «Wie die Uni Zürich Politik macht». Für den Geschichtsprofessor ist diese Unterstellung «einfach falsch, bösartig und polemisch». Er beklagt sich: «Das impliziert, dass man als Wissenschaftler keine politische Meinung unabhängig von seinem Arbeitgeber haben und äussern darf.»

Seine politische Meinung äussert Sarasin über die Online-Plattform «Geschichte der Gegenwart», die er zusammen mit anderen Fachpersonen aus den Geisteswissenschaften im Februar 2016 lancierte. Sarasin lehrt seit 17 Jahren am Historischen Seminar der Universität Zürich. Er und die Gründungsmitglieder verlegen «Geschichte der Gegenwart» als Privatpersonen. Darin finden sich viele Texte zu aktuellen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Themen, die aus einer historischen Perspektive beleuchtet werden. Dem selbstzugeschriebenen Untertitel «Beiträge zur öffentlichem Debatte» wird die Online-Plattform gerecht. Brexit, Trump, Populismus und Sexismus: Phänomene und Begriffe werden diskutiert, analysiert, kritisiert und weitergedacht. «Konzeptionell ist ‹Geschichte der Gegenwart› ein politisches Feuilleton», fasst Sarasin zusammen.

«Einfalt und Schmallippigkeit»

Mit dem Vorwurf der «SonntagsZeitung» kann auch Sylvia Sasse, Professorin für slawistische Literaturwissenschaft an der Uni Zürich und Mitherausgeberin der Online-Plattform, nichts anfangen: «Das ist doch bloss Alltagsgeschäft. Es gibt unzählige Professoren, die in ganz unterschiedlichen Medien publizieren.»

Im Zeitungsartikel ist aber immer wieder von «Einfalt und Schmallippigkeit» der Autorinnen und Autoren die Rede. Sarasin: «Klar stehen wir an einem Ort im politischen Spektrum. Aber dieser Ort ist relativ weiträumig definiert.» Schliesslich plädieren Sarasin und Sasse für die Meinungsvielfalt. Doch er befürchtet: «Rechtsextreme, sexistische und rassistische Äusserungen werden normalisiert und wieder in den sagbaren Bereich gerückt.»

Weiter vermutet Sasse, dass Leute, die beispielsweise den Sexismus verurteilen, in den Augen der Konservativen die Meinungsvielfalt gefährden. «Kritiker werden zu Linksextremen. Das ist eine verrückte Verschiebung.»

Unglaublich links

Auch die «Weltwoche» versuchte Anfang November, «Geschichte der Gegenwart» anhand einer Textanalyse zu kritisieren. Doch das rechtskonservative Blatt scheiterte: Die Formulierung Sarasins, die SVP mache «aus dem Tod von Flüchtlingen ein politisches Programm», stempelte die Weltwoche einfach als faktenignorierend und demokratiefeindlich ab. «Die Verkehrung ins Gegenteil ist allgegenwärtig», sagt Sasse: «Wir werden angegriffen, weil wir solche Verkehrungen analysieren und diese benennen.»

Damit nicht genug: Der «Weltwoche» ist auch Franziska Schutzbach von der Uni Basel ein Dorn im Auge. Die Soziologin und Genderforscherin ist Mitherausgeberin von «Geschichte der Gegenwart» und führt daneben einen eigenen, privaten Blog. In einem Eintrag aus dem Mai 2016 sinnierte sie darüber, wie es wäre, wenn man «reaktionären Kräften sämtliche Legitimität» absprechen würde. Für die «Weltwoche» ein klarer Angriff auf die Meinungsfreiheit. Sie griff die «Gesinnungsgenossin» von Sasse und Sarasin gleich selbst an. Das Blatt fragte sich, ob es Dozierenden überhaupt erlaubt ist, sich «derart rabiat» zu äussern.

Verstärkung aus Basel

Schutzbachs Gedankenspiel, das für die «Weltwoche» Anlass genug war, sie als Feindin der Demokratie darzustellen, wäre nicht so in die Öffentlichkeit getragen worden, wenn da nicht die «Basler Zeitung» wäre. Spätestens seitdem die Tageszeitung von der finanzstarken Blocher-Familie gestützt wird, ist auch dort eine rechte Rhetorik auszumachen. Das musste Schutzbach am eigenen Leib erfahren: Eine Woche nach den polemischen Zeilen der «Weltwoche» veröffentlichte die «Basler Zeitung» einen ausführlichen Bericht über ihren Blog-Eintrag. Darin wird versucht, die Soziologin blosszustellen. Das Ganze gipfelte in einer angehängten Umfrage zum Artikel: «Die Gender-Wissenschaftlerin will alle ‹rechtsnationalen Politiker› am liebsten boykottieren. Ist Dozentin Franziska Schutzbach für die Universität Basel noch tragbar?» Nachdem die «SonntagsZeitung» die Universität Zürich anschwärzte, angeblich Politik zu betreiben, wird nun ihr Basler Pendant von der lokalen Tageszeitung verdächtigt, eine scheinbare Feindin der Meinungsfreiheit angestellt zu haben. Die Abstimmung der «BaZ» findet Sasse «absolut manipulativ»: «Das Volk wird aufgrund dieses propagandistischen Artikels aufgehetzt und das Umfrage-Resultat wird dann als demokratisch hervorgebrachte Wahrheit ausgegeben.»

Die rote Linie

«‹Geschichte der Gegenwart› ist in der Schweizer Medienlandschaft angekommen», freut sich Sarasin. Doch sei es unerfreulich, in dieser Art im Fokus zu stehen und «solche Dresche» zu kassieren. Denn der mediale Aufschrei war gross: Sogar die Basler SVP forderte «die Einleitung von Massnahmen» gegen Franziska Schutzbach. Die Partei bezichtigte sie «antidemokratischer Äusserungen». Für Sarasin ist klar, wann die rote Linie überschritten ist: «Ich bin gerne bereit, mit anderen Leuten über die Flüchtlingspolitik zu diskutieren. Aber man kann nicht darüber diskutieren, ob man Rassist sein darf oder nicht – und zwar aus historischen Gründen.» ◊

Eingebildet:

Kribbeln im Bauch — Das Leben fängt im Bauch an, und der Bauch führt das Leben. Wenn die Vögel in einer Gruppe irgendwohin fliegen, brauchen sie einen Chef, der dirigiert. Der Bauch dirigiert genauso, er gibt dir deine Richtung. Aber der Bauch kann nicht alleine irgendwo hinfliegen, ohne deinen Kopf. Zumindest nicht für lange.

Einmal bin ich mit meiner Liebe einfach abgehauen und habe nur einen kleinen Koffer mit dem Nötigsten mitgenommen, mein Lebensköfferli. Und dann habe ich es im Zug vergessen! Ich habe es zurückbekommen, aber eben: Wenn du richtig verliebt bist, gibt es Momente, in denen du alles vergisst.

Im Alterszentrum kannst du nicht mehr einfach so abhauen, aber du brauchst es auch nicht mehr zu tun. Wenn man alt wird und schon alles erlebt hat, lässt der Antrieb, sich zu verlieben, nach. Ich habe das Kribbeln im Bauch seit Langem nicht mehr, zumindest nicht wegen der Liebe. Ich vermisse dieses Gefühl.

Wenn du jung bist, ist es dir nie langweilig. Wenn du willst, kannst du jeden Tag neue Menschen im Tram kennenlernen. Wenn du nicht verliebt bist, habe Geduld. Es kommt. Junge Leute sind wie Magnete: Sie finden einander einfach. In meinen Träumen werde ich zurück zu meiner ersten Liebe gezogen, wie ein Magnet. Aber dann wache ich auf und habe nur noch die Erinnerung daran, wie es einmal war.

Colette de la Chose, 95

Zeitgeist
Zeitschrift für Storytelling und altersgerechte Gestaltung

Hier erzählen Bewohnende des Alterszentrums Laubegg ihre Geschichte. Eine Zusammenarbeit mit «Zeitgeist». Text aufgezeichnet von Carolyn Kerchof.

Impressum

Zürcher Studierendenzeitung
95. Jahrgang
Ausgabe # 6/17
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
Melanie Oros
geschaeftsleitung@medienverein.ch

Inserate
Die ZS sucht zurzeit nach einer Agentur, die ihre Inserate verkaufen kann und möchte. Interessierte melden sich bei der Redaktionsleitung.

Inserateschluss # 1/18: 16.02.2018

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
32'268 (WEMF 2017), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzeitung – erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich ~~sowie an einen Teil der ETH Studierenden~~ verschickt.
Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.
Die ZS wird von Studierenden produziert, sie ist von der Uni unabhängig und finanziert sich fast ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 1/18: 16.02.2018

Redaktion
Oliver Camenzind, Karina Gander (Bildredaktion), Adelina Gashi [aga], Reto Heimann, Stephanie Meier, Basil Noser, Kevin Solioz, Dominique Zeier

Mitarbeit
Leonie Beckmann [leb], Colette de la Chose, Noemi Ehrat, Aylin Fidan [aif], Anna Luna Frauchiger, Céline Nauer, Nicole Piana, Jonathan Progin, Jeannie Schneider

Bilder und Illustrationen
Oliver Camenzind, Noemi Ehrat, Adelina Gashi, Jonathan Progin, Kevin Solioz

Aufschlagseite: Oliver Camenzind, Jonathan Progin

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong # 6/17
Shlomo Artzi – HaAhava HaYeshana

FSC www.fsc.org MIX Papier aus verantwortungsvollen Quellen FSC® C007321

Camenzind

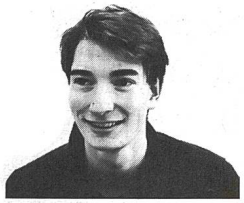
Closing Time

Kreis 1 — An einem Samstag heisst es im Niederdorf nach Mitternacht bald hüben und drüben nur noch: «Wir schliessen.» Eins würde doch nichts mehr ausmachen? «Wir schliessen.» So, so. Haben es die Gutbetuchten, die sich Wohnraum im Kreis 1 leisten können, also geschafft, den einstigen Sündenpfuhl im Stadtzentrum in ein Wohnquartier zu verwandeln. Sodass arme Teufel wie unsereins durstig zu Bett müssen. Und erst noch, ohne müde zu sein. Idioten!

Gander

Was ist das für 1 Senf

Skrrrrrrrrrah — Brudi, «I bims» isd fix das Jugemdwort das Jahres 2017 und ziemlich lit vong Freshness her. Diese Vereimfachung vong Sprache her isd schon längst ims Alltag arrived. Leute, die diesem Speak usen, simd fly am been. Alle anderen Larrys simd eh voll emojionslos und am abhaten. I han heute mit meiner ZS-Squad gefermentiert. Also trumpetet nicht so rum und machts wie wir: Chillt eure Basis! LOL



Heimann

Spielt Squash!

Mit Schmackes — Wie ich Mitstudierende hasse, die Sport treiben, «als Ausgleich zum Studium». «Um den Kopf zu lüften», wie sie sagen. Und dann gehen sie ins Fitness und mühen sich an den dortigen Folterinstrumenten ab. Nein! Aufhören! Wenn schon Sport, dann Squash: Eine Sportart, in der man einen Ball mit möglichst viel Schmackes in alle Himmelsrichtungen gegen Wände pfeffert. Weil geil. Und ja, das hilft nun tatsächlich, «den Kopf zu lüften». Ab 9 Stutz bist du dabei!

Solioz

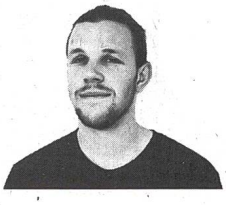
10'160 Meter

Weltrekord — Es geschah 1972 beim Weiterflug Richtung Zagreb. Mitten in der Luft zerriss eine Kofferbombe das Flugzeug. Die Flugbegleiterin Vesna Vulović stürzte aus über zehntausend Metern Höhe ohne Fallschirm – und überlebte. Ungefähr drei Minuten muss ihr Fall gedauert haben. Ein Bauer fand sie schreiend auf einem Feld zwischen den Flugzeugtrümmern und erhielt sie am Leben. Trotz dutzender Brüche und einer schweren Gehirnverletzung erholte sie sich und konnte sogar wieder gehen.

Gashi

Denkzettel

Demonstrativ — Es ist kein Geheimnis: In der deutschen Politik brennt es zurzeit. Nebst diesem nationalen Trubel macht aber auch eine kleine Ortschaft von sich reden: Im beschaulichen 270-Seelen-Dorf Bornhagen wurde ein Denkmal errichtet! Die Künstlergruppe «Zentrum für politische Schönheit» liess einen Ableger des Holocaust-Mahnmals errichten, und zwar vor dem Haus des AfD-Fraktionsvorsitzenden Björn Höcke, der das Berliner Denkmal als «Schande» bezeichnet hat. Die Aktion mag umstritten sein, verpasst Björn «Bernd» Höcke aber sicher den nötigen Denkzettel.



Noser

Weihnachten

Pssst — Liebes Christkind, ich will mich nicht beklagen, ich bekomme viel von dem, was ich mir wünsche. Aber früher waren meine Geschenke stets Überraschungen. Warum machst du dir jetzt die Mühe, schon im November an jeder Tramhaltestelle, in allen Zeitschriften und nach jedem Spielfilm zu verraten, wie viele schöne und teure Dinge du noch verpacken wirst bis Heiligabend? Liebes Christkind, das Prahlen steht dir nicht so gut.

Zeier

Zum Schluss

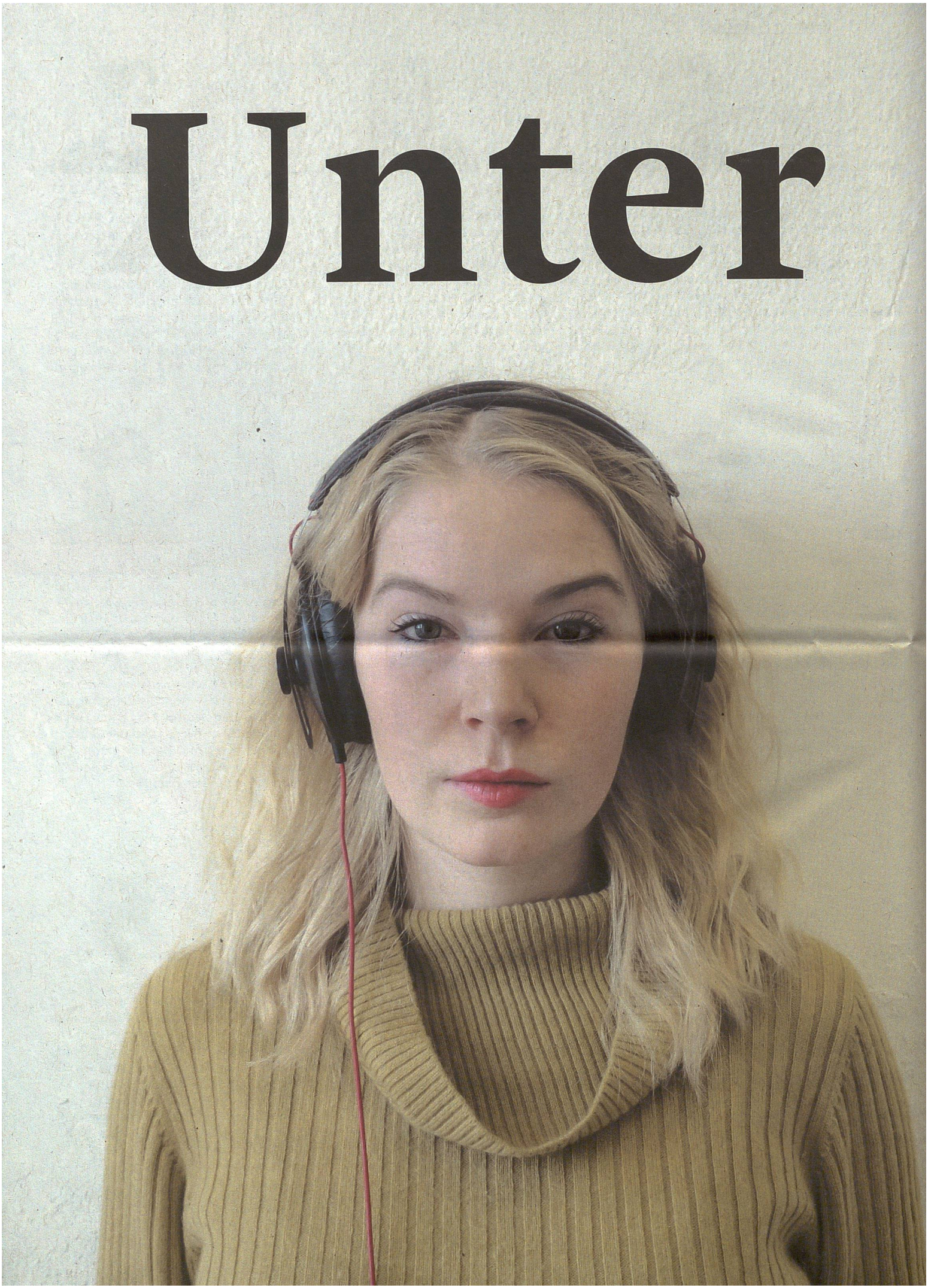
Abschied —«Heureka!» hiess mein erster Artikel der ZS vor vier Jahren. Obwohl ich in dieser Zeit ungemein viel gelernt habe, finde ich für den Abschluss nun doch keine Worte. Es kommt nur ein Dankeschön; an alle, die diese Zeit unvergesslich werden liessen. Heureka und tschüss!

Meier

Truthahn

Feiern —Das Beste am grauen November ist doch eindeutig Thanksgiving. Familie und Freunde kommen zusammen, ohne Geschenkekaufstress und Schnickschnack, einfach nur, um den ganzen Tag lang zu essen (natürlich mit einer Prise Dankbarkeit). Davon könnten wir uns doch eine Scheibe abschneiden. Für all jene, die jetzt Heimweh nach Truthahnland haben, hier ein kleiner Tipp: Martha Stewart hat für alle das richtige Rezept. Deftig oder richtig süss, aber immer American-style.

Unter



Druck

Praktikum statt Theorie

In vielen Studienrichtungen verbessert ein Praktikum die Berufsaussichten. Das ist bei der Uni noch nicht angekommen.

Dominique Zeier

Martha* möchte Journalistin werden. Da sie sich aber auch für PR und Werbung interessiert, beginnt sie ihr Studium in Publizistik und Kommunikationswissenschaft an der Universität Zürich. Anfänglich ist sie begeistert. Ihre Kurse sind spannend, die Themen interessieren sie sehr, und auch mit ihren Dozierenden und Mitstudierenden ist sie zufrieden. Je mehr sich aber die absolvierten Semester hinter Martha türmen, desto stärker drängt sich ihr die Frage auf: «Wann lerne ich endlich etwas Nützliches?»

Ein Problem der Philosophischen Fakultät

Ob die Uni ihre Studierenden auf den späteren Arbeitsalltag vorzubereiten hat, ist debattierbar. Allerdings scheint sich dieses Dilemma ausschliesslich auf die Philosophische Fakultät zu beschränken. Wer sich für ein Medizinstudium entscheidet, weiss, dass mit genügend Durchhaltevermögen und Fleiss am anderen Ende das Medizindiplom wartet. Ähnlich verhält es sich mit Natur- und Rechtswissenschaften. Elena*, die Ethnologie studiert, sagt allerdings prägnant: «Ich habe keine Ahnung, was ich mit meinem Abschluss nach der Uni eigentlich machen kann.» Dieses Gefühl hat auch Martha. Nur weil sie Publizistik studiert hat, heisst das noch lange nicht, dass sie nach ihrem Masterabschluss eine Publizistin ist. Eigentlich paradox.

Die Ethnologie und die Publizistik sind aber nur zwei Beispiele in einer Reihe von Fächern der Philosophischen Fakultät, die hauptsächlich darauf angelegt scheinen, wissenschaftlichen Nachwuchs auszubilden. Diese Tatsache geht allerdings grundsätzlich gegen den einstmaligen Gedanken von Bologna. Bereits in dessen Anfangsstadium war deutlich, dass die Aufteilung des Studiums in einen Bachelor- und einen Masterabschluss dazu dienen soll, arbeitsfähige und -willige Junge rasch und effizient auszubilden und auf den Arbeitsmarkt vorzubereiten. Es sollte jedem frei stehen, nach rund sechs Semestern einen Abschluss in der Hand zu haben, der einen auf die ausgesuchte Laufbahn vorbereitet und den Weg in die «reale Welt» ebnet. In der Schweiz scheint diese Nachricht aber noch nicht angekommen zu sein. Wer «nur» einen Bachelorabschluss hat, kennt die Frage «Wann machst du dein Studium fertig?» allzu gut.

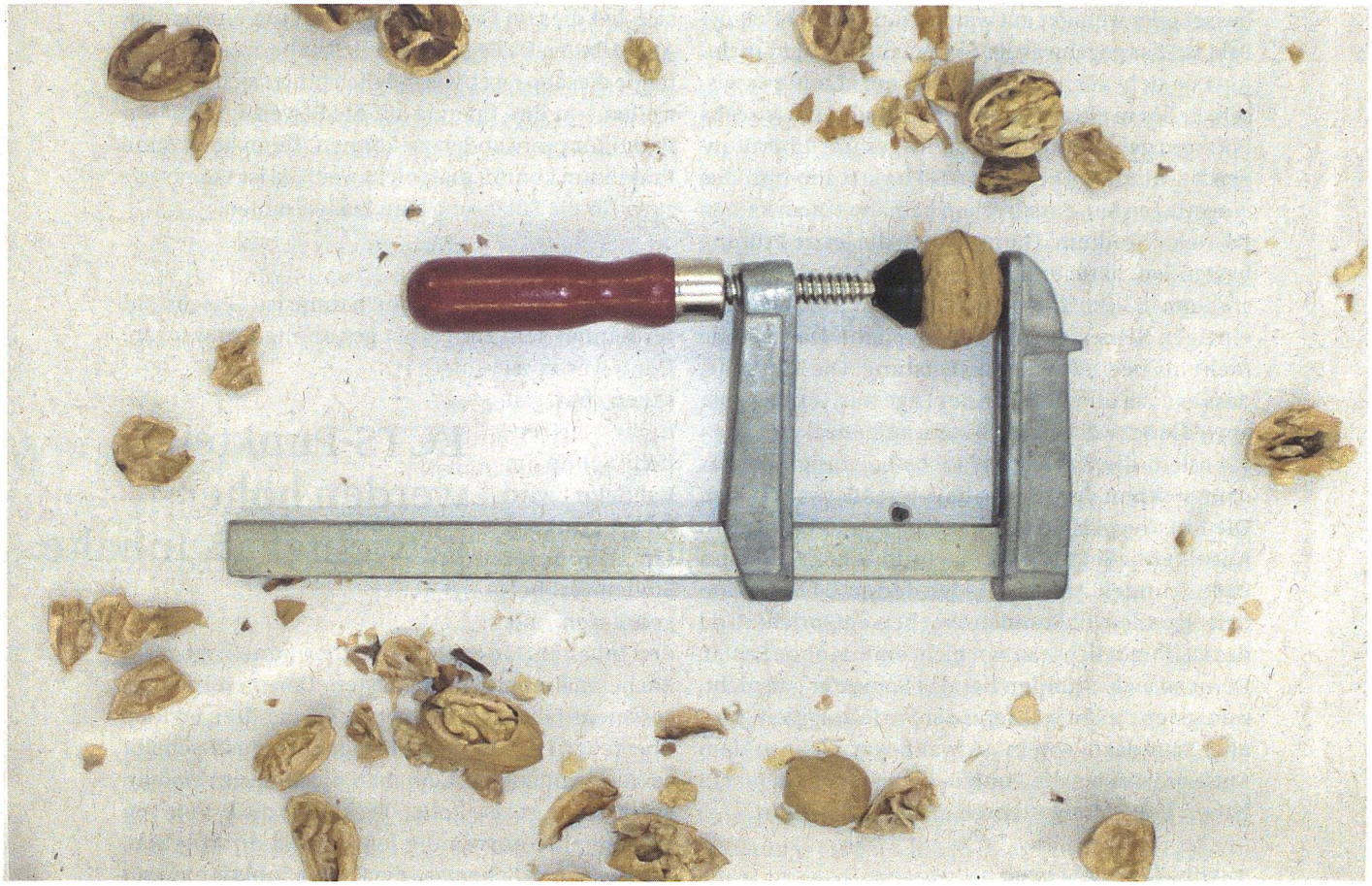
Praxiserfahrung zählt

Aber auch wer sich fünf Jahre lang für einen Masterabschluss abrackert, nur Bestnoten erzielt und am Ende noch immer die verschiedenen Stufen der Lasswell-Formel auswendig kennt, wird es in der Arbeitswelt schwer haben. Denn dort wird nach Praxiserfahrung und Vorwissen gefragt. Auf einmal nützen Martha die verschiedenen soziologischen Theorien nichts mehr. Erfolgreich ist sie nur, wenn es ihr irgendwie gelungen ist, während des Studium bereits Praktika oder Teilzeitjobs in ihrer Branche zu durchlaufen. Nach ihren Abschlussnoten wird im Vorstellungsgespräch nicht gefragt. Und dennoch setzt die Universität noch immer stärker auf methodisches Arbeiten als auf tatsächliche Praxiserfahrung.

Einige Studiengänge haben es bereits verstanden. So ist es beispielsweise im Psychologie-Master obligatorisch, ein Praktikum von mindestens 12 Wochen zu absolvieren. Allzu viele andere Studiengänge hinken diesen Entwicklungen aber noch immer hinterher. Ein Praktikum ist nicht im Regelstundenplan vorgesehen. Engagierte Studierende müssen im schlimmsten Fall sogar ein Semester an der Universität aussetzen, um diese Erfahrung machen zu können.

Das ist weniger ein Plädoyer gegen das Unterrichten von Methodik als ein Denkanstoss. Der Fokus gewisser Studienrichtungen könnte überdacht werden, damit die Flut von sozialwissenschaftlich ausgebildeten Studierenden, die jährlich die Universität nach ihrem Abschluss verlässt, weniger verloren dasteht, wenn sie realisiert, dass sich die letzten Jahre als zwar geistig bereichernd, aber bitter nutzlos erweisen. In der heutigen Zeit sollten obligatorische Praktika bereits die Regel und nicht die Ausnahme sein. Denn zuletzt stellt sich die Frage, weshalb ein universitärer Abschluss für Personen, die ihre Zukunft nicht in der Wissenschaft sehen, überhaupt noch erstrebenswert ist und ob der universitäre Titel tatsächlich nur noch das ist, was er schon längst zu sein scheint: ein veraltetes Prestigesymbol. Wir wollen ja nicht, dass Leute aufgrund ihres Universitätsabschlusses keine Anstellung finden. ◊

*Namen von der Redaktion geändert.



Wie viel darf es sein? Nicht alle empfinden Druck gleich.

Entlarvender Punkterekord

Ein Student absolviert in einem Semester 84 ECTS-Punkte und legt so die Probleme von Bologna schonungslos offen. Eine Anklage in sechs Punkten.

Oliver Camenzind (Text)
Adelina Gashi (Bild)

Langzeitstudierende sind Kostenfaktoren, die einer Eingrenzung durch Studienzeitbegrenzungen bedürfen (ZS #3/16). Kleine Nebenfächer sind alte Zöpfe, die abgeschnitten gehören (ZS #3/16). Wenn sie höhere Semestergebühren bezahlen, übernehmen die Studierenden mehr Verantwortung gegenüber der Gesellschaft (ZS #1/17). Die Berichterstattung zeigt: In der Politik, aber auch an der Uni selbst passiert immer wieder derselbe Denkfehler, wenn es um universitäre Bildung geht. Es wird betriebswirtschaftlich argumentiert in einem Umfeld, das nicht nach betriebswirtschaftlichen Prinzipien funktioniert. Denn die Uni ist keine Aktiengesellschaft.

1. Etwas ist faul

Obwohl es die Uni besser hätte wissen müssen, hat sie diesen Irrtum bis in ihre Tiefen eindringen lassen. So ist ein System entstanden, das Anreize zu «effizientem» Studieren schafft, statt die ausgiebige Auseinandersetzung mit Inhalten zu fördern. Ein System, von dem jene profitieren, die wissen, wo ECTS-Punkte leicht zu holen sind, und ihre Stundenpläne nach Kriterien des Aufwands und Ertrags zusammenstellen. Ein System, das plumpe Leistungsnachweise an die Stelle kritischen Denkens setzt. Ob man das Kind beim Namen «Bologna» nennen will oder nicht, tut nichts zur Sache. Und ob es früher

besser oder weniger gut war, ist von keinem Belang. Fakt ist, das gegenwärtige System funktioniert nicht.

Das sieht auch Rico ähnlich, und er muss es wissen. Er hat in einem Semester 15 Module zu je sechs Punkten gebucht und davon insgesamt 14 Prüfungen bestanden. Die 84 ECTS-Punkte, die ihm das eingetragen hat, entsprechen beinahe einem halben Bachelor-Studium. Hätte er auch die letzte Prüfung bestanden, hätte er die 90 Punkte, die sein Masterstudium in Rechtswissenschaften umfasst, in einem einzigen Semester zusammengehabt. Das ist eine mehr als beeindruckende Leistung. Die Tatsache, dass er dazu überhaupt in der Lage war, vermag aber auch die Schwächen im System aufzudecken.

Allein die Zahlen auf Ricos Leistungsausweis deuten schon darauf hin, dass irgendetwas faul ist. Die Faustregel ist, dass ein ECTS-Punkt 30 Stunden Aufwand bedeutet. Das macht in Ricos Fall dann 2700 Stunden Arbeit, was wiederum 64 aufeinanderfolgenden 42-Stunden-Wochen entspricht. Und das ist unmöglich leistbar, nicht einmal ohne Schlaf. Denn so viele Stunden hat das Semester gar nicht, wenigstens nicht während der Vorlesungszeit. Rico aber sagt dazu: «Mein Aufwand war nicht in dem Mass grösser als die Punkte, die ich mehr gemacht habe.» Er hat das System ad absurdum geführt.

2. Alibi-Übung Master

Wie macht man, was eigentlich unmöglich ist? Rico weiss es: «Die Notenschnitte der Veranstaltungen werden jeweils veröffentlicht.» Das lasse auf einfache Prüfungen schliessen. «Wenn man dann noch weiss, was sich womit kombinieren lässt, ist es problemlos möglich, mehr als die empfohlenen 30 Punkte zu holen.» So hatte Rico eigentlich sogar 108 Punkte machen wollen – leider verhinderten dies Überschneidungen bei den Prüfungsterminen. Er reduzierte auf schlappe 90 Credits. Dass er davon sechs nicht erreichte und am Ende nur 84 gutgeschrieben bekam, ärgert ihn: «Ich hatte eigentlich ein gutes Gefühl bei der Prüfung», sagt der 24-Jährige. Nun, man kann eben nicht alles haben.

Rico hat das System ad absurdum geführt.

Wenn ein Master of Law so leicht zu haben zu sein scheint, fragt sich, was dieser Titel überhaupt wert ist. Ironischerweise weiss das aber auch Rico nicht. Alle grundlegenden Fächer, wie etwa Privatrecht, schliesse man bereits im zweiten Bachelor-Jahr ab. Im Master könne man sich dann auf eine bestimmte Fachrichtung spezialisieren oder aber nach Lust und Laune studieren. «Hauptsache, man macht überhaupt einen Master. Denn ohne kommt man ja nicht weit», kommentiert Rico diese Ausgangslage. Irgendwie macht es den Anschein, als handle es sich bei diesem Studienprogramm um eine blosse Alibi-Übung. Da liegt es natürlich nahe, wenn Studierende diese so rasch wie möglich hinter sich bringen wollen, um ihre Energie auf die Bewerbung auf ein Praktikum verwenden zu können. Denn auch ohne Praktikum kommt man nicht weit – es ist Voraussetzung für die Zulassung zum Staatsexamen.

3. Auch im Bachelor

Mag sein, dass Rico eine Ausnahme ist. Gleichwohl verdient es sein Fall, ernst genommen zu werden. Denn was er zu sagen hat, ist nicht erfreulich: Schon im Bachelor wird ECTS-Punkten ein höherer Stellenwert beigemessen als den Inhalten. «In Sachen Punktesammeln ist es im Bachelor ähnlich wie im Master.» Darum sei das Assessment-Jahr auch das leichteste der drei, ist Rico überzeugt. Die wichtigste Fähigkeit im Jus-Bachelor sei Auswendiglernen, ob man die Materie versteht, spiele keine grosse Rolle: «Du kannst die Prüfungen der Vorjahre auswendig lernen und dir ansehen, nach welchen Schemata die Fragen funktionieren.» Dann ist es in der Tat leicht. Und dann besteht auch nicht die Gefahr, dass man zu umsichtig an die Aufgaben geht und sich mit Details aufhält. Nicht nur die Fragen werden nämlich nach Schemata gestellt, auch die Bewertung ist so organisiert. Deshalb gibt auch keine Punkte, was nicht in der Musterantwort steht. Wie nachhaltig so ein Studium ist, sei dahingestellt. Aber eben: Nachhaltigkeit gibt keine Punkte.

ECTS-Punkten werden höher gewichtet als Inhalte.

Immerhin sind im Bachelor-Programm die ECTS-Punkte einigermassen realistisch konzipiert, womit wenigstens ein Minimum ihrer Glaubwürdigkeit gewahrt wird. Im Bachelor hält es auch Rico für unwahrscheinlich, dass man das vorgegebene Curriculum abkürzt: «Die Jahresprüfungen sind intensiv. Da mehr als das Empfohlene zu machen, stelle ich mir schwierig vor.» Gleichwohl: Der Aufbau des Jura-Studiums bekommt von Rico gar keine guten Noten. Die Mentalität unter den Studierenden auch nicht.

4. Ein beispielhafter Fall

Man hüte sich davor, aus diesen Kritikpunkten mangelnde Lehrqualität an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät ableiten zu wollen. Damit hat Ricos Schnelligkeit im Studium nämlich nichts zu tun. Es ist denn auch nicht so, als wäre die Situation an anderen Fakultäten nicht ziemlich die gleiche. Die Probleme sind struktureller Natur. Genau deshalb sind die sogenannten «Reformprozesse» bedenklich, die die ganze Uni auf den Kopf gestellt haben und die erst noch von der Uni selbst in Gang gesetzt wur-

den. Bedenklich ist, dass die Universität ihre besten Argumente verspielt, wenn sie ihre Kurse mit Kreditpunkten dotieren zu müssen meint. Als wären diese sonst nicht attraktiv genug. Und als gäbe es nicht unzählige hinreichend gute Gründe, hier zu studieren und in die Vorlesungen zu gehen.

Peter Streckeisen forscht und doziert an der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften. Über die Bologna-Reform weiss er, dass das Programm zwei Ziele verfolgt: «Bologna will einerseits humanistische Traditionen stärken und Europa andererseits zu einem wettbewerbsfähigen Bildungs- und Wirtschaftsraum machen.» Welche der beiden Absichten zurzeit stärker gewichtet wird, ist schnell erkannt. «Gedacht war die Reform zunächst ein bisschen anders, als sie jetzt umgesetzt wird.»

«Wir sind eine Universität, keine Schule.»

Denn Streckeisen stellt die Tendenz fest, «dass mehr und mehr Studierende ein instrumentelles Verhältnis zum Studium haben». Das sei aber nicht nur der Ökonomisierung der universitären Bildung geschuldet, sondern habe verschiedene, zum Teil komplexe Ursachen: «Veränderte Zugangsmöglichkeiten zur Uni spielen hier eine Rolle, aber etwa auch andere Verwertungschancen von akademischen Titeln». Letzere seien durch zunehmende Konkurrenz in der Bildung einer regelrechten «Titelinflation» ausgesetzt.

5. Verteidigung

An der Rechtswissenschaftlichen Fakultät ist man sich bewusst, dass das «ideale» Studium nicht existiert. Hinter der Studienkonzeption steht viel Arbeit. Dann braucht es Erfahrungswerte und Selbstreflexion und wiederum Diskussionen und neuerliche Anpassungen. Bereits 2010 hatte man im Rahmen grösserer Reformen das Bachelor- und Masterstudium neu durchdacht und zusammengestellt. Und gerade jetzt ist die Fakultät erneut daran, die Bachelor- und Masterstudiengänge zu überarbeiten. Die gegenwärtigen Probleme habe man erkannt und man werde sie im Rahmen der anstehenden Studienreform zu lösen versuchen. So wird im Dezember eine «Bologna-Kommission» darüber beraten, in welchem Umfang künftig Änderungen vorgenommen werden können und sollen.

Kritische Selbsthinterfragung findet also durchaus statt. Es ist denn auch nicht so, dass unter den gegebenen Umständen kein seriöses Studieren mehr möglich wäre. Im Gegenteil: «Unsere Studentinnen und Studenten sind erwachsene Menschen, die für sich selber entscheiden müssen, wie sie ihr Studium angehen wollen», heisst es auf dem Dekanat. Wer die Studierenden also ernst nehmen will, muss ihnen zutrauen, das Bestmögliche aus der Studienzeit herauszuholen. «Wir können den Leuten nicht ihre Selbstverantwortung abnehmen. Immerhin sind wir eine Universität, keine Schule», hält das Dekanat weiter fest. Aus diesem Grund weist es auch den Vorwurf zurück, zu wenig Inhalte zu vermitteln. Es sei auch heute schon durchaus möglich, in Zürich solide juristische Bildung zu bekommen, und das werde auch rege getan. «Das spricht für die Rechtswissenschaftliche Fakultät.»

6. Verdikt

Gewiss, Kritik ist schnell geübt. Was getan werden müsste, ist schwer abzuschätzen. «Wäre ich in der Position dazu, hätte ich sicher Lust, vieles an der Uni zu ändern. Aber ich wüsste auch nicht, wo und wie man damit anfangen müsste», sagt Streckeisen. Sicher ist: Zur altmodischen Humboldt-Uni würde auch er nicht zurückkehren wollen.

Ein guter Anfang wäre vielleicht, wenn jetzt erkannt würde, dass es falsch ist, in betriebswirtschaftlichen Begriffen über die Uni nachzudenken. Dass es falsch ist, Anreize für effizientes Studieren zu schaffen, und dass Bildung nicht quantifiziert werden kann, davon abgesehen, dass sie sich nicht nur in «Leistung» niederschlägt. Denn letztlich hat die Uni einen Bildungsauftrag, und wenn sie diesen ernst nimmt, kann sie sich nicht einfach so optimieren und rationalisieren. Bildung ist immerhin ein bisschen komplizierter als etwa Import-Export.

Was die Studierenden betrifft, so empfiehlt Rico: «Lasst euch von Punkten und Notenschnitten nicht beeindrucken, sondern seid mutig und studiert, was euch interessiert. Auch wenn nicht alles gleich populär ist.» So hat er es selbst auch gemacht. Ein einfältiger Punktesammler ist er nämlich beileibe nicht. Er hat in seinem Master anstelle der nötigen 90 ECTS-Punkte das doppelte Pensum absolviert. Nicht weil er musste, sondern aus Interesse: «Rechtswissenschaften faszinieren mich, seit ich zwölf bin.» Darum wollte er viel lernen. Und das hat er – auch über die Uni. ◊

«Bildung kann nicht quantifiziert werden.»

Bologna

Die Reformprozesse wurden 1999 von den Delegierten von 29 europäischen Bildungsministerien initiiert. Die Absprachen sind rechtlich unverbindlich. Die Einführung des Bachelor/Master-Systems und der ECTS-Punkte sowie viele weitere Neuerungen gehen auf diese Konferenz zurück. Eigentlich hätten die Prozesse 2010 abgeschlossen sein sollen, was jedoch nicht gelang. Daher der Zusatz «Bologna 2020».

Auf anderen Schienen

Michael hat Biologie studiert. Heute ist er Lokführer bei den SBB. Wie kam es dazu? Die Geschichte eines glücklichen Aussteigers.

Stephanie Meier (Text) und Noemi Ehrat (Portrait)

Nach dem erfolgreichen Abschluss des Biologiestudiums entschloss sich Michael Colombo zur Kehrtwende und begann eine Ausbildung zum Lokführer bei der SBB. Auch zwei Jahre später bereut er seine Entscheidung nicht: «Lokführer ist genau der richtige Job für mich: Ich kann selbständig arbeiten, bin stets dem Tageslicht ausgesetzt und kann dazu noch anderen Leuten einen Service bieten.» Das Biologiestudium habe ihm viel gebracht, es habe ihm eine andere Weltanschauung gegeben, meint Michael. Ursprünglich wollte er an der Uni bleiben und Akademiker werden.

Fehlende Leidenschaft

Doch wieso dann die Abwendung von der Wissenschaft? Das Doktorat sei der Weg des geringsten Widerstands, obwohl es ein erfolgreiches Masterprojekt und sehr viel Leidenschaft für das Forschungsgebiet voraussetzt. Beides war bei Michael nicht ausreichend vorhanden.

Auch sei es schwierig, nach dem Master einen Job zu finden. Die meisten arbeitssuchenden Absolventinnen und Absolventen seien Doktorierte, was die Chancen für Studierende mit Masterabschluss schmälere. Ein Schlüsselerlebnis sei gewesen, als sein Professor erwähnte, dass man nicht an der Uni bleiben und doktorieren solle, wenn man einen richtigen Job will, weil ein Doktorat kein Job sei. Eher sei es eine Leidenschaft, die man ausleben darf, und man könne froh sein, dass man dafür noch ein wenig bezahlt wird. Michael aber war im Master an dem Punkt angelangt, an dem er einen Job wollte, mit dem er auch Freizeit hat, wenn er abends nach Hause kommt, was man in der Akademie nicht erwarten kann.

Intellektuell unterfordert

Ein weiteres prägendes Erlebnis sei eine Präsentation über die Erfolgschancen der Studierenden in Biologie nach dem Studium gewesen, die besagte, dass nur 7 % der Abgängerinnen und Abgänger erfolgreich seien. Hier stellt sich die Frage, wie man Erfolg definiert. In diesem Fall galt nur als erfolgreich, wer eine PI-Position an der Uni innehat, also eine Forschungsgruppe leitet und garantierte Zuschüsse für Forschungsprojekte erhält. Demnach gilt in dieser Anschauung auch jede Position als Misserfolg, die nicht direkt mit der Forschung in Verbindung steht.

Auf die Frage, ob Lokfahren nicht langweilig wird, sagt Michael: «Doch, intellektuell bin ich komplett unterfordert. Das stört mich aber nicht, solange ich privat genügend intellektuelle Herausforderungen habe.» Deshalb arbeitet Michael auch nur 80 Prozent. Was die Zukunft bringt, steht noch offen, eine Rückkehr in die Wissenschaft ist aber eher unwahrscheinlich. Zu schön sei es, mit der Lok durch die Gegend zu brausen. ◊

A 5
5
6 B
6 A

Der Stolz im Vorurteil

Dem Klischee nach haben es Studis in den Geisteswissenschaften leichter. Der Querschnitt durch drei Hochschulen zeigt: Leistung kann man nicht vergleichen.

Adelina Gashi

Betritt man das Hauptgebäude der HSG, lässt man Jacke und Schal besser gleich an. Kühle graue Betonwände, kaum Licht und Temperaturen, die für alles andere als Wohlfühlambiente sorgen. Studierende besuchten die Universität, um zu lernen und zu arbeiten und dieses Ambiente sei förderlich für jenes Vorhaben, soll seitens der Universität hierzu gesagt worden sein. Die HSG, ein Ort, an dem Leistung oberste Priorität hat und Ellenbogen-Mentalität gefördert wird.

Und so ist auch das Hören-Sagen über die Universität St. Gallen von Aussagen geprägt, die die Leistungskultur der Institution verdeutlichen: Die Dozierenden erzählten den Studierenden im ersten Semester, dass nur noch zwei Drittel von ihnen nach den Prüfungen weiterhin dabei sein werden, denn das Studium an der HSG entspreche nun mal nicht allen. Es werden Horrorstorys von gelöschten Seminararbeiten verbreitet, mit der Warnung, den Computer während der WC-Pause nicht offen stehen zu lassen. Studierende berichten, dass Vergleiche an der Tagesordnung seien und Nervosität ausbreche, wenn jemand bereits weiter mit dem Stoff ist als die anderen. Dennoch sind tausende junge Menschen bereit, sich auf diese Bedingungen einzulassen, denn die HSG geniesst Prestige.

Der Graben zwischen den Wissenschaften

Wer nun denkt, dass andere Schweizer Universitäten wärmere Umgangsformen mit ihren Studierenden pflegen, liegt nicht ganz richtig. Da Institutionen wie die Universitäten Zürich oder Basel deutlich grösser sind als die HSG, sind Aussagen über das Klima und die Leistungskultur nicht so pauschal zu treffen. Von Institut zu Institut ist dies nämlich ganz unterschiedlich. An der Universität Basel scheint zum Beispiel ein Graben zwischen den Natur- und den Geisteswissenschaften zu bestehen. Pharmazie- oder Medizin-Studierende haben nur ein müdes Lächeln übrig für Fächer wie Philosophie oder Musikwissenschaften. An der Universität Basel herrscht das Vorurteil, dass Studierende der Geisteswissenschaften der dolce vita frönten, mit einem Stundenplan von acht bis zehn Lektionen in der Woche und geschenkten Leistungsnachweisen, während für andere das Studium einem Vollzeitjob gleichkommt. Konflikte zwischen den Wissenschaftszweigen geben nicht bloss an der Universität Basel zu reden. Dennoch scheint man fast von einer Feindschaft sprechen zu können, die hier ausgetragen wird. Marc*, der Medizin im fünften Jahr studiert, meint: «Es ist tatsächlich so, dass wir kein besonders gutes Bild von gewissen Fächern der Geisteswissenschaften haben. Aber ich sehe es auch so, dass Medizin einen höheren Stellenwert in der Gesellschaft hat als beispielsweise die Kulturwissenschaften.»

Gegenteile

An der Universität Zürich ist Leistung natürlich ein genauso umstrittenes Thema unter den Studierenden. Ähnlich wie an der HSG zeigt sich dies im Verständnis von Konkurrenzdenken und Aufwand, was wiederum von Institut zu Institut variiert. Die Studierenden der Rechtswissenschaftlichen Fakultät sind gemeinhin dafür bekannt, einen raueren Umgangston miteinander zu pflegen. Robin*, der selbst Jura im Master studiert, erzählt: «Wichtige Informationen werden anderen bewusst vorenthalten und Bücher sogar in der Bibliothek versteckt. Das geschieht wirklich, denn der Druck, zu bestehen, ist gross.» Krasses Gegenteil hiervon sind Fächer wie Filmwissenschaft oder auch Ethnologie. So erklärte ein Professor in der Einführungsvorlesung der Ethnologie, dass die Studierenden wegen der Prüfung nichts zu befürchten hätten, denn es gehe hier schliesslich nicht darum, irgendjemanden in die Pfanne zu hauen.

Falscher Stolz

Die interne Leistungskultur in den verschiedenen Fächern der Universitäten führt dazu, dass man sich als Student und Studentin in seinen Vorurteilen bestätigt fühlt, was sich in falschem Stolz- und Ehrgefühl und den damit einhergehenden Klischees widerspiegelt. Es herrscht Unmut über vermeintlich unausgeglichene Anforderungen im Studium, was aber das eigentliche Problem verschleiert. Statt einander weiter anzufeinden, sollten Studierende erkennen, dass es das mangelhafte und unflexible System ist, das die Ursache für diese Unstimmigkeiten ist. ◊

*Namen von der Redaktion geändert

Das offene Ohr der Uni

Die Psychologische Beratungsstelle der Uni hat immer mehr zu tun. Gerade in der Prüfungsphase wird die Stelle rege genutzt.

Karina Gander

Ein Studium ist schon was Tolles! Ein vielfältiges Vorlesungsangebot, viele neue Bekanntschaften und, nicht zu vergessen, eine ganze Menge Freizeit und grosszügige Ferien. Doch seien wir jetzt mal ehrlich: Obwohl das alles so schön klingt, hat das Studi-Leben auch durchaus seine Schattenseiten.

Mit steigenden Anforderungen nimmt auch der Leistungsdruck zu. Die Deadlines rücken näher, und das viel schneller als erwartet, die Prüfungsphase ist reiner Horror, und, nicht zu vergessen, unser Privatleben leidet auch oft darunter. Bologna macht es nicht leichter, sich dem Leistungsdruck zu entziehen. Wir sammeln Credits und werden in Noten gemessen. Nicht selten geraten wir dabei ganz schön schnell in Stress.

Wenn der Stress zu viel wird

Doch der Stress bleibt leider nicht immer gleich Stress. In einzelnen Fällen erreicht unser Stressempfinden solche Ausmasse, dass es eine Bedrohung nicht nur für unser psychisches, sondern auch für unser physisches Wohlbefinden darstellt. Zum Glück aber wird man nicht im Stich gelassen. Für solche (Not-)Fälle stehen den Studierenden die Fachpersonen der Psychologischen Beratungsstelle an der Uni Zürich zur Verfügung. Ob es um persönliche oder studienbezogene Probleme geht, die Beratungsstelle bietet professionelle Hilfe und Unterstützung in schwierigen Situationen – und das wird oft genutzt.

Das Angebot der Psychologischen Beratungsstelle steht allen Studierenden und Mitarbeitenden der Universität und ETH Zürich zur Verfügung. In seltenen Fällen berät sie auch nicht-immatrikulierte Personen (wie zum Beispiel Alumni oder Studierende anderer Unis).

Grosse Nachfrage in Prüfungsphase

Wenn man den jährlichen Bericht betrachtet, sprechen die Zahlen Klartext. Die Nachfrage nach psychologischer Beratung wächst stetig und somit steigt auch die Anzahl der Anmeldungen. Im Jahr 2016 haben sich insgesamt 1'100 Personen bei der Beratungsstelle angemeldet, das sind 6,6 Prozent mehr als im Vorjahr. Obwohl beide Hochschulen in gleichem Masse vertreten sind, gibt es dennoch einzelne Unterschiede. Beispielsweise suchen Frauen die Beratungsstelle häufiger auf als Männer. Besonders bei den Studentinnen und Doktorandinnen der ETH scheint das Angebot gefragt zu sein. Bachelor-Studierende der UZH melden sich häufiger als diejenigen der ETH. Hingegen suchen die ETH-Studis die Psychologische Beratungsstelle häufiger auf, wenn sie ein Masterstudium absolvieren.

Die Kurve der Anmeldungen steigt am höchsten während der Lern- und Prüfungsphase – was wenig überrascht. In knapp 60 Prozent der Fälle reicht jedoch eine einzelne Konsultation aus. Bei den anderen 40 Prozent bedarf es weiterer Abklärungen. In seltenen Fällen ist eine ernste Intervention nötig.

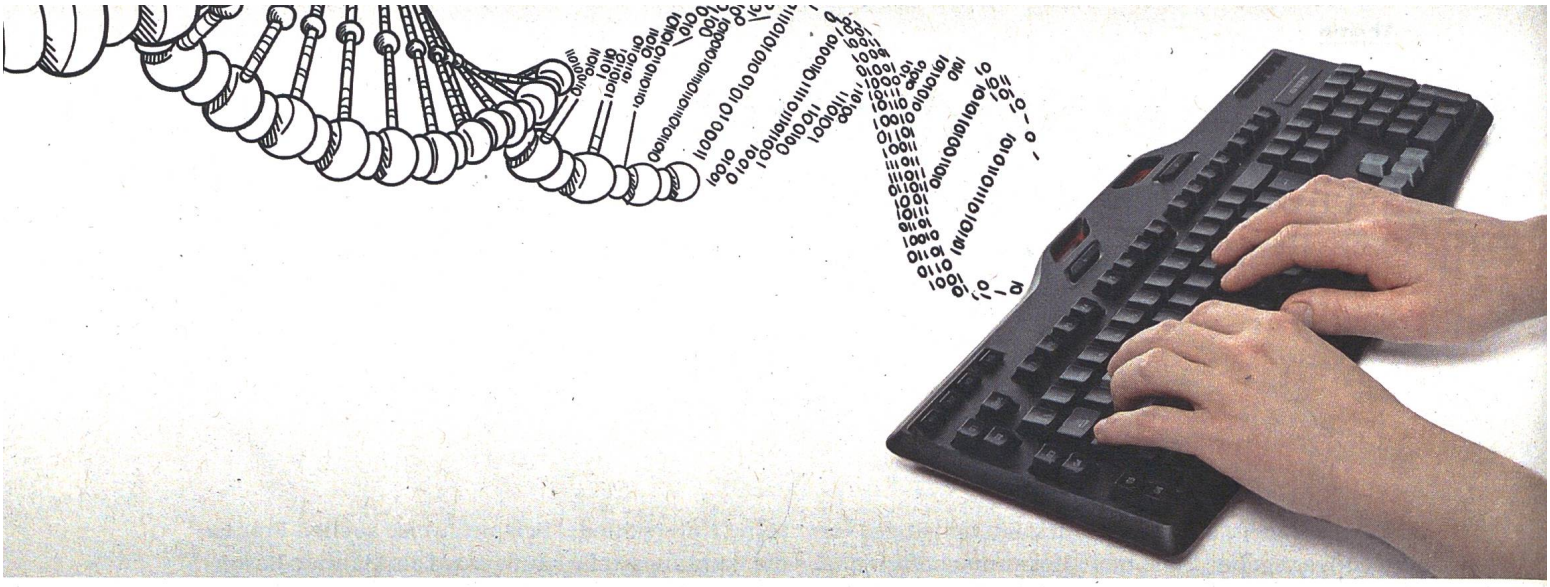
Bologna als Ursache?

Die Psychologische Beratungsstelle bietet aber nicht nur Einzelberatung. Jedes Semester organisieren die Psychologen und Psychologinnen Workshops. Dabei kann man in kleinen Gruppen lernen, wie man am besten mit der Prüfungsangst umgeht oder wie sich private Beziehungen auf den Studienfortschritt auswirken.

Die Zahlen und vor allem das steigende Bedürfnis nach psychologischer Beratung sind irgendwie schon beängstigend. Man kann bei Studierenden immer mehr eine Tendenz zur allgemeinen Überlastung und psychischen Erschöpfung feststellen. Ein möglicher Grund könnte die Umstellung auf das Bachelor/Master-System sein. Wachsen die Anforderungen der Uni und ETH so sehr, dass viele Studierende nicht mehr fähig sind, den Uni-Alltag zu bewältigen? Sind sie dem Leistungsdruck nicht gewachsen? Gut möglich, dass es so ist: Umso wichtiger ist das Angebot der Psychologischen Beratungsstelle der Uni. Es ist gut, zu wissen, dass es sie gibt – auch wenn man insgeheim hofft, sie nie aufsuchen zu müssen. ◊

Mehr Infos

Die Psychologische Beratungsstelle steht allen Studierenden von Montag bis Freitag offen, auch während der Semesterferien. Plattenstrasse 28. Im Notfall steht das Ärztetelefon zur Verfügung: 044 421 21 21
Tel. Beratungsstelle: 044 634 22 80 / www.pbs.uzh.ch



Making Data Meaningful.
Change lives.

At Roche, our success is built on innovation, curiosity, and diversity - multiplied by 94,000 professionals in 100 countries. By challenging conventional thinking and ourselves, we've become one of the world's leading research-focused healthcare companies.

Are you ready to add practical experience to your course of study?

An internship at Roche can be the perfect place to find out how your discipline looks in action. Interesting projects are taking place throughout the entire company and dedicated students from these fields of study are always in demand:

- Computer Science/IT
- Engineering
- Life Sciences

Bring along your ideas and your ability to research, develop, plan and organise.

The next step is yours.
careers.roche.ch

Roche

Abheben in Winterthur

Der Traum vom Fliegen lebt: Das Aviatik-Studium an der ZHAW ist gefragt. Ein Studium nur für angehende Piloten und Pilotinnen?

Nicole Piana

Nicht alle Aviatikstudierenden heben ab.

Dröhnende Maschinen, die elegant vom Boden abheben und in einer dezenten Kurve zwischen den Wolken verschwinden. Die Luftfahrt fasziniert Gross und Klein. Seit 2006 gibt es an der ZHAW ein Studium, welches sich genau mit dieser Faszination auseinandersetzt: Aviatik. Jedes Jahr beginnen um die 100 Luftfahrtbegeisterte ihr Studium in Winterthur. Was hat man sich darunter vorzustellen?

Breit gefächert

«Das Aviatikstudium ist primär eine Ingenieursausbildung», sagt Studiengangleiter Christoph Regli. Generell fokussiere man dabei auf den technischen Aspekt. Dazu gehören viel Physik, Mathematik, Informatik und Aerodynamik. Die ersten zwei Jahre sind ziemlich breit gefächert und manche Module erscheinen für eine Ingenieurausbildung überraschend. Was zum Beispiel hat es mit den «Human Factors» oder dem Luftrecht auf sich? Regli: «Unser Ziel ist die Vermittlung eines Gesamtverständnisses.»

Aufeinander abgestimmte Rädchen

Zur Veranschaulichung ein Beispiel: Der Flieger landet, und von nun an läuft die Uhr. In 35 Minuten muss alles erledigt werden, damit man pünktlich wieder abheben kann. Das bedeutet: Die Passagiere steigen aus, und der Flieger wird geputzt. Zur gleichen Zeit wird getankt, falls notwendig das Trinkwasser aufgefüllt. Das Gepäck wird entladen und nahtlos wieder neu geladen. Das Beladungsgewicht wird ausgerechnet und dem Cockpit gemeldet. Schon steigen die neuen Passagiere ein, die Türen werden geschlossen und der Flieger rollt los. Nun kommen noch die Leute der Flugsicherung zum Einsatz, welche den Flugverkehr im Auge behalten, die Startfreigabe durchgeben und so für einen geregelten Ablauf am Himmel sorgen. All diese Rädchen müssen aufeinander abgestimmt sein, um in solch knapper Zeit funktionieren zu können. Schnell können sich da aus verschiedenen menschlichen Faktoren (Müdigkeit, Stress, Missverständnisse) Fehler einschleichen, die in der Luftfahrt verheerende Folgen haben können.

Pilot mit Zusatz

Also ist dieses Studium nun gar nicht unbedingt für angehende Piloten und Pilotinnen geeignet? «Für die Ausbildung zum Linienpiloten ist dieses Studium nicht Pflicht, aber empfehlenswert.» Empfehlenswert deshalb, weil man danach die Möglichkeit habe, auch ausserhalb des Cockpits eine Arbeit in der Luftfahrt zu finden, etwa wenn man aus körperlichen Gründen nicht mehr fliegen darf. Dafür gibt es die Lizenzausbildung. Voraussetzung ist, dass man im ersten Studienjahr die Eignungsabklärung für die Pilotenausbildung bei der Swiss bestanden hat. Im Jahrgang 2016 haben das gerade mal sieben Leute. Sechs davon sind von der Luftwaffe und einer von Swiss. Dies lässt sich darauf zurückführen, dass die Selektionsverfahren nicht gerade einfach zu bestehen sind. Und der Aufwand, welcher hinter der Lizenzausbildung steckt, ist auch nicht zu unterschätzen.

Aber vielleicht braucht es Pilotinnen und Piloten in Zukunft gar nicht mehr. Oder zumindest nicht mehr in derselben Art wie heute. An der ZHAW beschäftigt man sich immer mehr mit der Zukunft der Luftfahrt: den Drohnen. Auch wenn sie in der näheren Zukunft wahrscheinlich noch nicht für den Personentransport eingesetzt werden können, häufiger sehen werden wir sie trotzdem. Und genügend Forschende wird es weiterhin geben. Denn: «Der Begriff Aviatik fasziniert einfach.» ◊

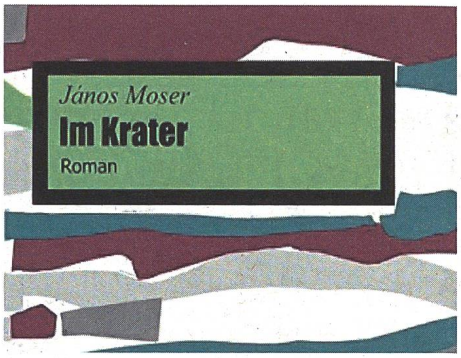
Hater sind des Teufels — Damit sind nicht diejenigen gemeint, die ihrer miesen Laune ab und zu Luft machen. Einen schlechten Tag haben schliesslich alle hin und wieder. Das passiert, und ein bisschen aggressiv darf man schon mal sein. Schlimm und anstrengend sind hingegen Leute, die gefühlt ununterbrochen an allem und allen herumnörgeln. Gegen die muss man sich richtiggehend Wände aufbauen, um sich nicht früher oder später vom Anschiss anstecken zu lassen und auch noch missmutig zu werden. Die Vorlesung ist zu früh, der Winter zu kalt, der Kaffee zu heiss, ja, eigentlich ist alles scheisse. Ja, die Welt ist ungerecht. Aber das ist nichts Neues.

Undenkbar, wie anstrengend das sein muss, wenn das Glas immer halb leer ist. Da muss man ja dauernd auffüllen. Und nicht nur heute, nein, jeden Tag das gleiche Theater, von früh bis spät. Auch wenn das Thema schon hundertmal durchgekaut wurde, kommt immer wieder dieselbe Motzerei. Klar ist es ist mühsam, diese Arbeit zu schreiben, aber machen müssen wir es ohnehin, und ständig über das Gleiche zu jammern, macht es auch nicht besser, geschweige denn gut. Ich sage nicht, dass ich mich nicht auch mal über Nichtigkeiten aufrege. Wenn der Himmel wochenlang dieselbe graue Farbe hat oder wenn das Tram wieder eine Minute zu früh losgefahren ist. Oder wenn Dinge einfach so sind, wie sie sind.

Aber dann heul halt eine Runde und halte danach die Klappe. Deine Mitmenschen werden dir dankbar sein.

Stephanie Meier

Wir verteufeln, was wir hassen, und schreiben es zur Hölle.



Fantasy im Mittelland

«Ein Stein wie die Reste eines Pfannkuchens». Mit diesem Vergleich beginnt János Mosers Roman «Im Krater». Der Pfannkuchen-Vergleich zu Beginn wirkt so unvermittelt etwas künstlich. Ansonsten ist die Sprache aber grösstenteils verständlich gehalten.

Die Geschichte folgt dem Geologen Dr. Girard, der sich in ein kleines Schweizer Dorf im Mittelland aufmacht, um zu beweisen, dass sich dieses in einem Meteoritenkrater befindet. Sein einziger Anhaltspunkt: der eben genannte Stein. Girards Besuch wird aber nicht von allen positiv aufgenommen und wärmt einen alten Streit um das Landrecht wieder auf. Auf der einen Seite der Konfliktlinie steht der Bürgermeister des Dorfes, der sich von Girards Entdeckung eine Wiederbelebung des Tourismus in seinem Dorf erhofft, auf der anderen Seite davon eine reiche Gräfin, die durch den Streit droht ihr Land zu verlieren droht. Im Laufe der Geschichte verstricken sich immer mehr Figuren in die Sache. Sogar Girards Sohn ist beteiligt.

Die verschiedenen Interessenkonflikte aller Beteiligten bieten eine solide Vorlage für einen spannungsreichen Roman. Was aber zu Beginn wie ein politisch-wissenschaftliches Werk anmutet, entpuppt sich schnell als Fantasy-Roman. Bei Girards Stein handelt es sich nämlich um ein magisches Artefakt, auf das die Gräfin ihr Auge geworfen hat. Um dem Stein mehr Bedeutung zu verleihen, bastelt ihm der Autor sogar sein eigenes Märchen zusammen. Etwas enttäuschend ist das Ende, das ungeklärt lässt, ob es das offene Ende eines Einzelwerkes oder der Cliffhanger einer mehrbändigen Reihe sein soll. Die Katastrophe zum Schluss der Geschichte wird zwar aufgelöst, aber wie das vonstatten gegangen sein könnte, wird den Lesenden vorenthalten.

Das Fehlen einer Erklärung lässt das Ende abrupt daherkommen und den Roman insgesamt etwas unfertig wirken. Wer kleinere Stilfehler verzeihen kann und sich mit nicht allzu hohen Erwartungen ans Lesen macht, wird aber trotzdem seine Freude an dem Roman haben. Empfohlen sei das Buch daher hauptsächlich jenem Teil des Publikums, der Fantasy zugetan ist. Jenen, die mit dem Genre nicht viel anfangen können, ist von der Lektüre abzuraten. [leb]

«Im Krater» von János Moser, Waldgut Verlag, 2017.

Das neue Erinnern: Bilder der 1968er

Der deutsche Künstler und Autor Michael Ruetz erlangte durch seine Fotografien der politischen Proteste der 1968er internationale Bekanntheit. Seine Bilder wurden von zahlreichen Zeitschriften wie «Time» oder «Life» publiziert und gingen so um die Welt.

Fünfzig Jahre später hat sich Ruetz dieser Bilder nochmals angenommen. Das Ziel dieser Retrospektive bestand darin, einen neuen Blick auf sein Schaffen zu kreieren. Aus diesem Vorhaben heraus entstand der Bildband «Gegenwind: Facing the Sixties», in dem Ruetz seine Fotografie und die Hintergründe dazu neu verhandelt. Dies geschieht auf zwei Ebenen: bildlich, aber auch schriftlich. Im Vorwort erklärt der Kunst- und Fotoexperte Christoph Hölzl, dass Ruetz mit seiner Darstellungstechnik einen neuen Blick auf seine Fotos für die Lesenden schaffen wollte. Hierfür hat er mit sogenannten «Blow-ups» gearbeitet, sprich Bildvergrösserungen.

So sieht man beispielsweise die RAF-Terroristin Gudrun Ensslin, ausgestattet mit einem Protestplakat und einem Kinderwagen, und auf der Folgeseite den Zoom ins Detail, in diesem Falle das Plakat. Diese Technik zieht sich durch den kompletten Bildband hindurch. Ruetz' zentrale Frage für sein Werk ist: «Habe ich eigentlich wirklich gesehen, was ich damals fotografierte?» Durch diese Vergrösserungen kommen plötzlich neue Details aus seinen Fotografien zum Vorschein, was den Betrachtenden das Verborgene und leicht zu Übersehende enthüllen soll. Dadurch entsteht wiederum eine neue Ebene der Wirkung und Interpretation, ohne jedoch die Deutung vorwegzunehmen. Ganz im Gegenteil: Es ist den Betrachtenden selbst überlassen, sich über die Fotos und ihre Komposition Gedanken zu machen, da die Bilder zunächst alle unkommentiert sind. Erst am Ende des Werkes erlaubt es sich der Autor, den Lesenden seine Gedanken zu den Aufnahmen zu offenbaren. Hierfür führt er, ähnlich einem Katalog, alle Bilder nochmals in Kleinansicht mit angefügtem Kommentar auf.

Nach der bildlichen Abhandlung seiner fotografischen Werke folgt auf den letzten Seiten nun also auch eine schriftliche Auseinandersetzung. Ruetz' Ton ist dabei meist nüchtern und nachdenklich, lässt aber durch die Kontextualisierung einige Male ein Licht aufgehen für die Lesenden. Es fällt auf, dass Michael Ruetz' Fotos einerseits die Stimmung einer Dekade der Unruhen einfangen wollten, dass andererseits aber gleichzeitig eine äusserst individuelle Auseinandersetzung des Fotografen mit seinen Begegnungen stattgefunden hat. Die Bildkommentare eröffnen eine weitere Facette der Wahrnehmung und erlauben den Betrachtenden einen Einblick in Ruetz' Denken.

«Gegenwind: Facing the Sixties» ist kein klassischer Bildband, der durch ästhetische Brillanz besticht. Die Schwarz-Weiss-Fotos wirken durch die Vergrösserungen meist ziemlich körnig. Das ist aber nicht schlimm, da es nicht der Anspruch des Buches zu sein scheint, oberflächliche Bedürfnisse zu befriedigen. Michael Ruetz, ein Zeitzeuge, hat mit seinen Bildern Menschen und ihre Geschichten verewigt und es dabei geschafft, das Gefühl einer ganzen Bewegung einzufangen. Einerseits mit den Fotos der Studierendenproteste, andererseits aber auch mit eindrücklichen Aufnahmen aus Auschwitz oder der ehemaligen DDR. Es ist ein Einblick in die persönliche Auseinandersetzung des Fotografen mit dem Erlebten. Gleichzeitig erinnert das Buch an eine Zeit des Umbruchs und der Proteste, die heute so fern scheint. Michael Ruetz' Bildband ist eine Ode an das Erinnern und Hinterfragen. Die Publikation schafft den Spagat zwischen Interpretationsraum und Erkenntnis. [aga]

«Gegenwind – Facing the Sixties» von Michael Ruetz, Nimbus 2017.

So lernt man zeichnen

Die Graphische Sammlung der ETH Zürich ist Teil der ETH-Bibliothek und seit ihrer Gründung durch den Professor für Archäologie und Kunstgeschichte Gottfried Kinkel eine wichtige Institution mit internationalem Ruf.

Mit ihren über 160'000 Werken gehört sie zu den grössten Kunstsammlungen der Schweiz. Im Hauptgebäude der Technischen Hochschule sind jedes Jahr mehrere thematische Wechselausstellungen zu sehen. War die Ausstellung zu Beginn eine überschaubare Studiensammlung, die Lehrzwecken diente, gehören heute dank zahlreicher Schenkungen und Ankäufe Werke von Genies wie Albrecht Dürer, Rembrandt van Rijn, Pablo Picasso, Andy Warhol und vielen weiteren grossen Namen der Kunstgeschichte dazu. Nebst den Ausstellungen hat die Graphische Sammlung es sich zur Aufgabe gemacht, die Werke zu erforschen, zu erschliessen sowie neue Drucke zu erwerben und den Bestand fortlaufend zu digitalisieren. Die Digitalisate sind für Interessierte online zugänglich und reichen von Handzeichnungen über Drucke bis hin zu Künstlerhandbüchern.

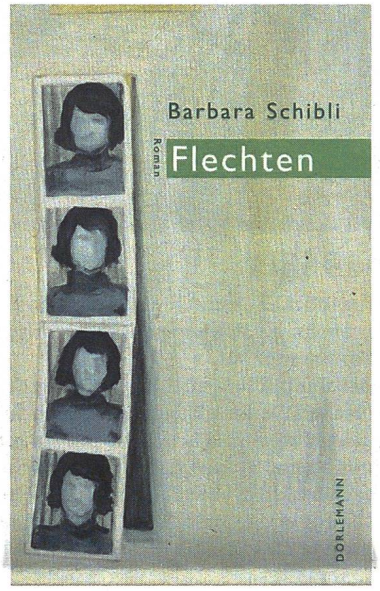
Im Rahmen der 150-Jahre-Feier zeigt die Graphische Sammlung der ETH Zürich in ihrer vierten und letzten Ausstellung dieses Jahres die Ausstellung «Zeichenunterricht». Das Besondere daran: Die Ausstellung wird kuratiert von Dr. Michael Matile und von Studierenden des Kunsthistorischen Instituts. Mitgeholfen hat auch die Zürcher Künstlerin Zilla Leutenegger. Gezeigt werden neben Kupferstichen zeichnerische Zeugnisse aus mehreren Themenbereichen, die die Entwicklung des Zeichenunterrichts vom 15. bis zum 19. Jahrhundert dokumentieren. Aber nicht nur alte Meister und Klassiker stehen im Zentrum: Auch junge Schweizer Kunst ist zu sehen.

Nebst der Wechselausstellung finden im Rahmen der 150-Jahr-Feier rund um das Ausstellungsthema diverse – teilweise interaktive – Veranstaltungen statt. So findet am 28. November ein ganztägiges internationales Symposium mit dem Titel «Perspektiven aus der Gegenwart» statt, an dem verschiedene Fachpersonen zu Wort kommen, die allesamt aus einem anderen Blickwinkel die Sammlung betrachten. Neben dem Symposium sind jeweils montagmittags Vorträge zu hören, die allen frei zugänglich sind. [aif]

Die Ausstellung findet noch bis am 21. Januar 2018 statt.

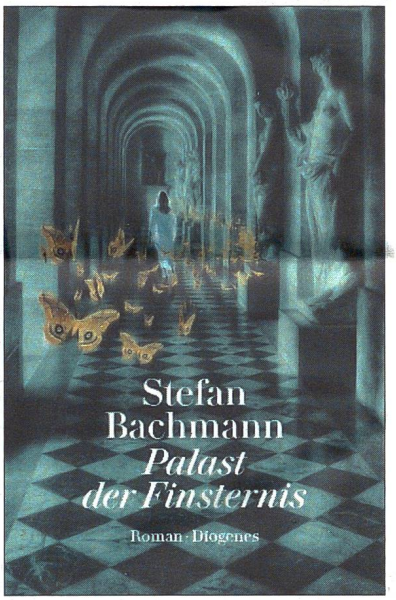
Mit Büchern durch den Winter

Mit guter Lektüre durch die kalte Jahreszeit: Germanistik-Studierende präsentieren im Rahmen des Projekts «Schweizer Buchjahr» ihre Auswahl.



Biologisches Erzählen
In Barbara Schiblis Debütroman ist der Titel Programm. Einerseits handelt es sich bei den «Flechten» um den Forschungsgegenstand der Protagonistin Anna Baselgia. Andererseits sind sie Ausdruck des Wunsches der jungen Frau nach Verflechtung in der Beziehung zu ihrer Zwillingsschwester und Fotografin Leta. Sie wünscht sich, mit ihr wie Synchronschwimmerinnen gemeinsam den Wellen des Lebens zu trotzen. Doch die äusserliche Ähnlichkeit garantiert keine Bindung, ist in der Symbiose doch auch die Angst angelegt, dass die eigene Identität verlorengehen könnte. In der Folge kämpfen und spielen die Schwestern beständig darum, sich in der jeweils anderen aufzulösen und gleichzeitig noch sichtbar zu bleiben. Paradigmatisch verhandelt Schiblis Roman diesen Kampf am Medium der Fotografie, das Nähe und Abstraktion zugleich schafft. So unscheinbar die Flechte unter den Gewächsen auch sein mag – als Metapher für unsichtbare und gerade deshalb sehr wirksame Verbindungen trägt sie. [Alexandra Wittmer]

Barbara Schibli: Flechten. Dörlemann 2017.

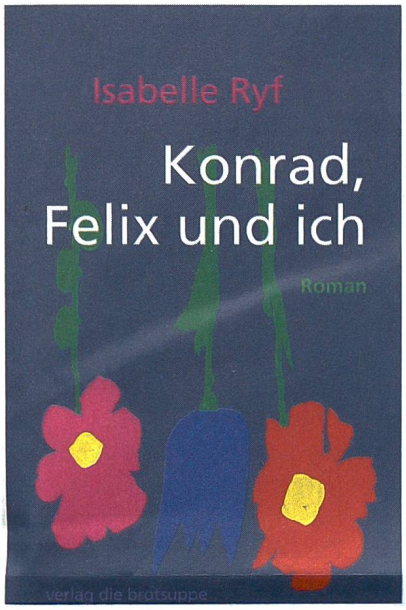


Steampunk im Labyrinth
Steampunk ist Stefan Bachmanns Steckenpferd. Alle seine Bücher, die der Schweizer Autor in seiner englischen Muttersprache schreibt, kombinieren Hightech mit Nostalgie – so auch sein dritter Roman «Palast der Finsternis». Gut zweihundert Jahre liegen zwischen Anouk und Aurélie, die beide, von Cliffhanger zu Cliffhanger geworfen, vor Verfolgern durch einen unterirdischen, labyrinthartigen Palast fliehen. Ganz nebenbei widmet Bachmann sich einer Geschichtsstunde: Immerhin geht es auch um die Französische Revolution und nach politischer Bildsprache muss man dementsprechend nicht lange Ausschau

SCHWEIZER BUCHJAHR 17

halten. Infolge dieser Überfrachtung und der rasanten Erzählweise bleibt vieles etwas schwammig und ungeklärt. Auch wirkt der ständige Wechsel von akuter Bedrohung und Rettung in letzter Sekunde irgendwann ermüdend. Abgesehen davon liest sich «Palast der Finsternis» jedoch kurzweilig. Fans von literarischer Action und Horrorelementen werden bei der Lektüre zweifellos voll auf ihre Kosten kommen. [Theresa Pyritz]

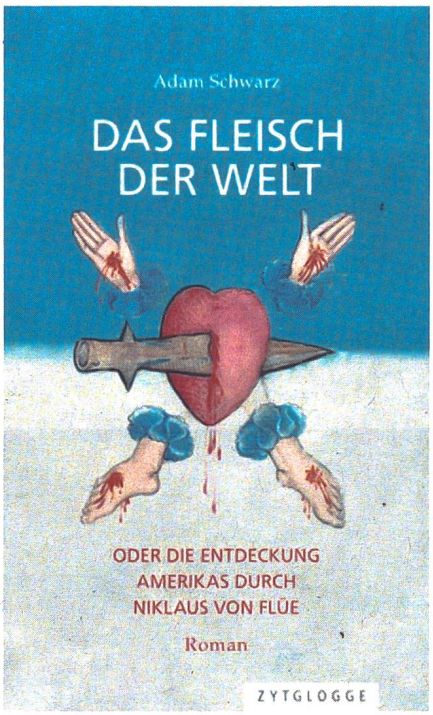
Stefan Bachmann: Palast der Finsternis. Diogenes 2017.



Von der Trauer eines Kindes

Konrad wurde von einem Auto überfahren. Nun muss seine Schwester Nora diesen Verlust verarbeiten. Sie nimmt den Leser mit in die Wochen nach dem Unfall: in den Kindergarten, zu ihrer Oma, zu den Himbeeren im Garten. «Konrad, Felix und ich» von Isabelle Ryf erzählt von der Trauer eines Kindes und seiner Rückkehr in den Alltag. Nora spricht zum Leser mit einer konstruierten Kinderstimme. Sie stellt viele Fragen, findet amüsante Vergleiche («schwarzer Teig» für Asphalt) und versteht wenig von dem, was um sie herum passiert. Doch Ryf imitiert diese Kinderperspektive zu realistisch – Noras Unverständnis überträgt sich auf den Leser. Spätestens als Noras Mutter das Ejakulat von Noras Vater trinkt, steigt man aus dem Plot aus. Ob der ausgestellten Geheimnishaftigkeit des Buches stellt sich Frustration ein; aus der anfänglichen emotionalen Anteilnahme wird am Ende Gleichgültigkeit. [Julien Reimer]

Isabelle Ryf: Konrad, Felix und ich. die brotsuppe 2017.



Bruder Klaus sucht GOTT und findet Amerika

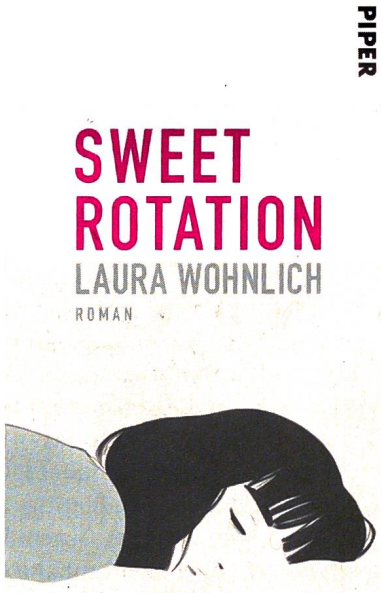
Anlässlich seines 600. Geburtstags wird Bruder Klaus aus der Versenkung geholt und darf in Adam Schwarz' Debüt Amerika entdecken. Der Schweizer Nationalheilige, der die helvetischen Grenzen nie übertreten hat und von der rechts-konservativen Ecke als Abgrenzer gefeiert wird, kann so in Schwarz' kontrafaktischem Roman den Patriotismus-Stempel ablegen. Zum Mitpilgern gezwungen hat er seinen Sohn Hans, der uns von der verrückten Gottes-Suche berichtet, auf der Vater und Sohn nebst Entourage dem Hungertod und der Pest nur knapp entkamen. Begleitet wurden sie auf ihrer Pilgerfahrt von Bruder Ulrich, ebenfalls Einsiedler und grosser Bruder-Klaus-Fan, und einem Basler Henker, der bei dieser Gelegenheit seine blutgetränkte Seele reinwaschen wollte. Während der Reiseleiter Bruder Klaus stetig predigt, sie seien bald am Ziel, schwindet den Reisenden zusehends das Fleisch von ihren Knochen. Backpackern bot das 15. Jahrhundert wenig Komfort. «Das Fleisch der Welt – oder die Entdeckung Amerikas durch Niklaus von Flüe» ist ein fabulierfreudiges Roadmovie mit Pilgerfahrt-Charakter und einer Prise Christoph Kolumbus. [Carla Peca]

Adam Schwarz: Das Fleisch der Welt oder Die Entdeckung Amerikas durch NIkolaus von Flüe. Zytglogge 2017.

Zigarette danach

Doch die literarische Brise will einfach nicht kommen und wird auch nach Laura Wohnlichs neuem Roman «Sweet Rotation» gewiss noch eine Weile auf sich warten lassen. Dabei scheint der Anfang ganz vielversprechend. Die 19-jährige Anna wird nach dem Tod ihrer Mutter Call-Girl und verdient sich ihr Geld von nun an mit der Befriedigung prüder Zahnärzte, von ADHS geplagter Künstler und einer lesbischen Hedonistin. Sie möchte jedoch nicht nur Schweinereien ins Ohr geflüstert, sondern auch Antworten auf ein paar grundlegende Fragen geliefert bekommen. Was soll eigentlich das Ganze? Ist das Leben tatsächlich nicht mehr als ein überdimensioniertes Hamsterrad? Alles gute Ansätze, die jedoch schnell im narrativen Leerlauf verharren. Die Autorin setzt dem Leser platten Voyeurismus, frivole Liebesakte und von Zen-Philosophie durchzogene Zigarette-danach-Gespräche vor. [Sascha Wisniewski]

Laura wohnlich: Sweet Rotation. Piper 2017.



Schweizer Buchjahr

Am 1.1.2017 ging das «Schweizer Buchjahr» online, die studentische Plattform für Literatur- und Diskurskritik. Ziel ist es, das hiesige Literaturtreiben kritisch und unabhängig zu begleiten. Viele der Texte werden von Studierenden des Deutschen Seminars der Universität Zürich verfasst. Im Rahmen des Master-Seminars «Schweizer Buchjahr» von Philipp Theisohn und Christoph Steier können sie sich hier in Kooperation mit renommierten Medienpartnern kulturjournalistisch versuchen.

Freibier und betretenes Schweigen

An der ETH wird Blind Dating wörtlich genommen. Von den Schwierigkeiten, sich mit Augenbinde kennenzulernen.

Nicole Piana

Auf die inneren Werte kommt es an: blindes Speeddating.

Sich mit verbundenen Augen kennenzulernen, ist schon eigenartig genug. Wenn man darüber hinaus aber nur fünf Minuten Zeit hat, fühlt man sich ziemlich hilflos. Für alle, die sich nun denken: «Wo zum Teufel macht man sowas?», angeboten wird es ab und zu an der ETH. Es nennt sich blindes Speeddating. Die Idee dahinter: Man lernt das Gegenüber komplett blind kennen. Rein anhand des kurzen Gesprächs entscheidet jeder Teilnehmer und jede Teilnehmerin selbst, ob er oder sie das Gegenüber vielleicht noch besser kennenlernen möchte.

Immerhin Freibier

Bevor man den Raum des Geschehens betreten darf, werden einem die Augen verbunden. In die Hand gedrückt bekommt man einen Block und einen Stift. Das dient dazu, dass man sich Notizen zu den Gegenübern machen kann und dazu, wie sie einem gefallen. Diese Zettel werden später eingesammelt und so die Matches erstellt. Als ich mich gerade zu fragen beginne, ob ich mir das wirklich antun will, kommt die Frage nach meinem Getränkewunsch. Will heissen: es gibt Freibier. Meine Begeisterung für den Anlass steigt.

Fuchtelnde Maulwürfe

Die grösste Herausforderung des Abends war das Ausführen einer ganz simplen Geste, nämlich, mit dem Gegenüber anzustossen. Der Spass der Organisatoren muss beträchtlich gewesen sein, als sie uns wie hilflose Maulwürfe durch die Gegend fuchteln sahen.

Was ist das grösste Problem, wenn man mit jemandem eine Unterhaltung führt, ohne ihn zu sehen? Es ist das Fehlen der Körpersprache. Man kann nicht herauslesen, ob man mit der letzten Aussage einen wunden Punkt getroffen hat, ob man das Gegenüber fesselt, abschreckt oder langweilt. Man hofft einfach das Beste.

Tatsächlich waren fast alle männlichen Teilnehmer Studenten der ETH. Ein einsamer Student der UZH war auch anwesend; er brachte immerhin ein bisschen Schwung in die Sache. Denn Studiengänge scheint es an der ETH nur drei zu geben: Maschinenbau, Informatik und Physik. Wie man sich vielleicht schon vorstellen kann, waren die Unterhaltungen bezüglich des Studiums sehr abwechslungsreich.

Mein grösster Tiefpunkt des Abends war, als ich gerade sehr begeistert meine Lieblingsserie vorstellte, nur um festzustellen, dass der Kandidat schon an den nächsten Tisch verfrachtet wurde.

Matches per Mail

Am Schluss wurden die Notizzettel eingesammelt. Die Matches würde man später erhalten. Die Augenbinde durfte man aber trotzdem noch vor dem Verlassen an der Bar ausziehen. Kaum waren sie runter, hörte man aus allen Richtungen leichtes Gekicher. Und aus der linken Ecke hörte ich eine männliche Stimme: «Hmmm ... habe Schlimmeres erwartet.» Dankeschön?

Für eine längere Unterhaltung ohne Augenbinde blieb keine Zeit; man wurde nach fünf Minuten hinausgescheucht, da der nächste Speeddating-Block begann. Den Gesichtern nach zu urteilen, war die Mehrheit der Anwesenden wahrscheinlich ziemlich dankbar für diese knappe zeitliche Einteilung.

Die Matches erhielt ich am nächsten Morgen per Mail zugestellt, drei Personen konnte ich begeistern. Gemeldet hat sich bisher noch keiner. Enttäuscht bin ich deshalb nicht, eine witzige Erfahrung war es allemal. Und ganz ehrlich? Ich hatte auch Schlimmeres erwartet. ◊

Kryptisches Geld

Schon jetzt kann man in einer Mensa in Oerlikon mit Bitcoins bezahlen. Sind Kryptowährungen die Zukunft oder platzt die Blase schon bald?

Céline Nauer (Text) und Oliver Camenzind (Bild)

Bitcoins und andere Kryptowährungen sind in aller Munde.

Die Internetgelder sind auf Höhenflug. Seit Dezember 2016 hat der Bitcoin, vor ein paar Jahren noch als Fantasiegeld für Computernerds und Kleinkriminelle abgestempelt, seinen Wert versiebenfacht. Manche ärgern sich deshalb über die entgangenen Millionen. Banken, Software-Firmen und gar Regierungen beissen sich jetzt die Zähne an Projekten rund um das virtuelle Geld aus und überlegen, wie sie noch auf den Krypto-Zug aufspringen können.

Digital zahlen in der Mensa

Eine Kryptowährung ist digitales Geld in Form von Codes, welche in sogenannten Wallets gespeichert werden. Bei einer Transaktion werden jedoch nicht Bitcoins verschickt, sondern ein Schlüssel, der nur vom Zielwallet gelesen werden kann und bestimmt, um wieviel ein Betrag reduziert oder erhöht wird. Die eigentliche Transaktion enthält somit weder Informationen über die Wallets noch über den Betrag und macht die User anonym. So wird eine zentrale Verwaltung durch eine Bank überflüssig. Das macht Kryptowährungen sozusagen zu digitalem Gold, das gegen politische Instabilität immun ist.

Bitcoins sind das älteste und weitestverbreitete Kryptogeld und seit 2009 auf dem Markt. Beziehen kann man sie an einem Bitcoin-Bankomaten (etwa im Ernst &Young-Gebäude) oder am Billetautomaten der SBB. Loswerden kann man sie dann selbstverständlich in den Abgründen des Darknets und je länger, desto mehr auch in Alltagsgeschäften wie dem Kafi Schoffel, bis jetzt bei zwei Schweizer Zahnärtzen oder – Achtung – in der Mensa Binzmühle. Dies schon seit 2014.

Je mehr User, desto mehr Wert

Investmentfirmen, welche sich gerade wilde Anlageportfolios zusammenstellen, setzen nebst Bitcoins auch auf stabilere Währungen wie Ethereum oder Litecoin. Eine ganze Industrie hat sich auch um das Crowdfunding neuer Kryptowährungen gebildet, «Initial Coin Offering» (ICO) nennt sich das. Und die Schweiz etabliert sich gerade als Zentrum von solchen Finanzfirmen. In der Zuger Agglomeration – von einem Mitgründer von Ethereum zum «Crypto Valley» hochgehievt – spriessen aufgrund moderater Steuerregelungen ICO-Start-ups wie Pilze aus dem Boden.

Doch was bringt dieser Zirkus unsereins? Fridolin*, Student in Zürich, kann auf Bitcoins nicht mehr verzichten. Viel zu bequem ist es, sich hochwertiges Gras aus dem Netz zu bestellen. Doch sein Interesse beschränkt sich nicht auf das eines Kleinkonsumenten. Am Morgen checkt er den Bitcoin-Kurs, um keinen Kursvorteil zu verpassen. Virtuelle Währungen sieht er, aufgrund des Vorteils der Anonymität, als Fortschritt, der in ein paar Jahren nicht mehr wegzudenken sein werde. Denn: Je mehr Leute in Zukunft Kryptowährungen nutzen, desto wertvoller werden sie.

Kein Zurück

Er glaube an den Bitcoin und investiere im kleinen Rahmen, sagt Fridolin. Trotzdem sieht er das Ganze kritisch – der Kauf von Bitcoins sei eine Investition in die Währungen selber. Horrende Transaktionskosten machen den Handel zwischen Franken und Kryptogeld sehr unrentabel. Daher eignet sich das digitale Geld für Leute wie Fridolin eher als Zahlungsmittel. Da kann auch nicht viel schief gehen. Bereits wird nämlich behauptet: Kryptogeld sei eine riesige Blase, die bald platzen wird. Sicher ist: Die revolutionären Eigenschaften der Blockchain rütteln am Fundament des hiesigen Finanzmarktes, und einmal etabliert, gibt es kein zurück mehr. ◊

*Name von der Redaktion geändert.

Für eine schlagkräftige Interessensvertretung

Semestereinschreibung FS17
#niewiederohne

Verband der Studierenden
der Universität Zürich **VSUZH**